



Gegenlicht

Anka Hofmann

„Gegenlicht“

Ein Biografie-Versuch
meiner heimatlosen Eltern
Fluchtpunkt: Königsberg

Qualifizierung in Trauerbegleitung und –beratung
Mai 2006 – September 2007



Seminarleitung: Petra Hugo
TrauerWege Trauerbegleitung und Bestattungskultur

Inhaltsverzeichnis

1.	Der Anfang	4
2.	Ein Kreis schließt sich	4
2.1.	Freude über einen Schatz	6
3.	Ostpreußen	7
4.	Der Krieg	8
5.	Flucht aus Ostpreußen	8
6.	Die Eltern und Brüder meines Vaters	11
6.1.	Ein Dokument	12
7.	Die Eltern und Geschwister meiner Mutter	15
8.	Lebenslauf meiner Eltern	16
8.1.	Mein Vater	16
8.2.	Meine Mutter	17
9.	Meine Eltern und Ostpreußen Heimat und Königsberg	20
10.	Die Suche	21
11.	Meine Eltern finden zueinander	23
12.	Angekommen und der schwere Anfang	24
12.1.	Freunde und Bekannte	24
12.2.	Wohnung	25
12.3.	Arbeitssuche	25
12.4.	Datensuche / Beweise für das Leben „davor“	26
12.5.	Meine Eltern werden Eltern	26
13.	Eine Familie	28
13.1.	Das Schweigen	28
13.2.	Die Gefühle	29
13.3.	Vergnügen	32
13.4.	Zwei Generationen	32
13.5.	Das Leben mit Zahlen	34
14.	Was war? Was bleibt? Was geht?	35
15.	Papa, ich bin stolz auf Dich	40
16.	Abschied	41
17.	Ein Kreis schließt sich noch einmal	43
18.	Ende	44

DAS SCHLOß BONCOURT

Ich träum als Kind mich zurücke
und schüttele mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Berghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern
Verträumt ich den ersten Traum.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden.
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Adelbert von Chamisso

Monika, eine Teilnehmerin des Lehrgangs sagte: „Früher dachte ich, dass meine Heimat da ist, wo meine Freunde sind. Jetzt merke ich, dass ich gerne einen Ort hätte, den ich Heimat nennen kann.“

Ich habe auch keinen Ort, den ich Heimat nennen kann. Meine Eltern hatten bis 1944 eine Heimat: Königsberg in Ostpreußen.

1. Der Anfang

Mit dem Schreiben dieser Arbeit beende ich auf vorgesehene Weise meine Ausbildung als Trauerbegleiterin. Das Hauptmotiv für mich ist jedoch, mit dieser Arbeit noch mehr Klarheit über das Leben und die unausgesprochene Trauer meiner Eltern und somit über mein Leben und meine diffuse Trauer und mein bis heute andauerndes Gefühl von Heimatlosigkeit zu finden. Ich glaube fest daran, dass ich den Grund meiner Trauer kennen und benennen muss, um mich von seiner Schwere zu lösen. Meine Eltern konnten das nicht. Sie waren der Meinung, dass alles, was nicht erwähnt wird, in Vergessenheit gerät und damit für immer verschwindet.

So ist das Schreiben dieser Arbeit auch Therapie für mich. Ich erhoffe mir einen Abschluss in dem langen Prozess der Aussöhnung mit meinen Eltern und ihrer Geschichte. Vielleicht ist dann auch für mich das Finden des Ortes, den ich Heimat nennen kann, möglich.

Ich nenne sie (den Namen fand ich, als ich fest fertig war) Gegenlicht. Ich fotografiere am liebsten im Gegenlicht. Alles ist weich gezeichnet und vieles scheint es nicht mehr zu geben, was da vorher war. Aber das ist eine Täuschung. Alles, was einmal war, geht nicht dadurch verloren, indem man es wegblendet oder nicht mehr hinsieht.

2. Ein Kreis schließt sich

Bevor meine Mutter im September 2000 starb, habe ich mich zum ersten Mal mit dem Wort „Hospiz“ beschäftigt. Mein Vater, meine Schwester und ich standen vor der Frage, wohin mit meiner totkranken Mutter, nachdem das Krankenhaus uns mitgeteilt hatte, dass es nichts mehr zu tun und daher keinen Grund gäbe, sie weiter dort zu behalten. Sie hatte Lungen- und Leberkrebs.

Ich suchte nach Irrfahrten durch das Internet das Hospital für palliative Medizin im Rechneigraben¹ auf und diese paar Minuten, die ich mich dort aufhielt, trösteten mich und gaben mir die Zuversicht, dass sich alles fügen wird. Man versprach mir, dass sie einen Platz dort haben kann, wenn es soweit sei, dass das Krankenhaus sie entlassen muss.

¹ Die EAPC* definiert Palliativmedizin folgendermaßen: „Palliativmedizin ist die angemessene medizinische Versorgung von Patienten mit fortgeschrittenen und progredienten [fortschreitenden] Erkrankungen, bei denen die Behandlung auf die Lebensqualität zentriert ist (...).“ *EAPC = European Association of Palliative Care aus: Homepage: Evangelisches Hospital für Palliative Medizin in Frankfurt/Main

Mein Vater hat es möglich gemacht, dass sie dort sterben konnte, wo sie wollte: zuhause. Der Sozialdienst des Krankenhauses war hilfreich bei der Suche nach dem täglich vorbeischauenden Pflegedienst, ein Arzt war bereit, abends nach ihr zu sehen und ihr eine Morphiumspritze zu geben. Wir Kinder kamen nach unserer Berufstätigkeit jeden Tag vorbei und taten unser Möglichstes. Sie starb am 28. September 2000 in ihrem Ehebett neben meinem Vater, der sich zu einem Mittagsschläfchen neben sie gelegt hatte.

Für mich war nach meinem Besuch im Hospital voller Dankbarkeit klar, dass ich etwas von dem, was ich dort erhalten habe, zurückgeben möchte, sobald es der Schmerz über den Verlust meiner Mutter zuließ. Das war das scheinbare, für mich fühlbare Motiv, an dem ich jahrelang nie zweifelte.

Beim früheren „Institut für Sozialarbeit“ nahm ich vom 11.02.-24.05.2005 an dem Lehrgang: „Einführung in die Begleitung von Menschen in ihrer letzten Lebensphase“ teil, in dem auch alle anderen Möglichkeiten der ehrenamtlichen Arbeit mit alten und kranken Menschen vorgestellt wurden. Mein Entschluss, in einem Hospiz arbeiten zu wollen, änderte sich nicht. Im Mai 2005 wurde das erste Hospiz in Frankfurt eröffnet. Ich wurde ein paar Tage vor der Eröffnungsfeier Mitglied, war bei der Eröffnungsfeier dabei und bin dort bis heute mit zeitlich unterschiedlichem Engagement ehrenamtlich tätig.

Während meiner Arbeit dort, fand ich einen Flyer von Petra Hugo „Trauerbegleitung und Bestattungskultur“ und sofort hat mich diese Ausbildung interessiert. Ich rief Petra mit der Frage an, ob es möglich sei, das erste Wochenende zu versäumen, da ich auf eine große Reise gehen wollte. Sie fand die Frage lustig, da das Seminar schon belegt war. Ich meldete mich für den nächsten Kurs im Herbst an und machte meine große Reise. Als ich nach 5 Wochen zurückkehrte und meinen Anrufbeantworter abhörte, erzählte Petra, dass ein Platz für mich freigeworden sei und fragte, ob ich noch Interesse habe. Ich hatte.

Zu Beginn des 2. Teils des Lehrgangs starb mein Vater im Februar 2007. Auch seinem Tod ging eine unheilbare Krankheit (Leberkrebs) voraus.

Ich fuhr im August 2007 – d.h. nachdem mein Vater ein halbes Jahr tot war – mit vielen Umwegen (nach 3.000 km war ich da, wohin ich wollte) zum Westfriedhof in Kopenhagen². Nach dem Tod meiner Mutter war es der Wunsch meines Vaters, mit meiner Schwester und mir die Gräber seiner Eltern zu besuchen, die bereits verstorben waren, als wir zur Welt kamen. Diese gemeinsame Fahrt haben wir nicht mehr gemacht. Weder meine Schwester noch ich entwickelten Energien, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Ich konnte mit Kriegsgräbern, den „ewig Gestrigen“ nichts anfangen. Eine meiner ersten Aktionen beim Sortieren seiner Papiere war, der „Kriegsgräberfürsorge“ zu kündigen.

² Vestre Kirkegard (Westfriedhof) Vestre Kirkegard Allé 15 in Kopenhagen, Insgesamt sind hier 5.344 Flüchtlinge und 4.643 Soldaten des Zweiten Weltkrieges bestattet.

Und jetzt, sechs Monate nach dem Tod meines Vaters, musste ich dort hin. Ein unwiderstehliches Verlangen. Auf der Überfahrt der Fähre von Schweden nach Kopenhagen, auf dem Friedhof und noch zwei Tage danach, konnte ich meinen Tränenfluss kaum stoppen. Ich konnte auch nach meiner Heimkehr lange Zeit nicht davon erzählen, ohne erneut in Tränen auszubrechen.³

Im September 2007 war mein letztes Seminar bei Petra. Es hat sich bestätigt, was ich von Anfang an zu wissen glaubte. Ich habe immer noch nicht die Absicht, diese Ausbildung als Trauerbegleiterin beruflich zu nutzen. Mein Ziel war es, meiner eigenen Trauer nachzugehen. Und das habe ich getan.

Jetzt ist es so, als ob eine Reise ihr Ende findet und der Kreislauf sich schließt. Meine Abschlussarbeit fehlt noch.

2.1. Freude über einen Schatz

Mein Vater starb am 12. Februar 2007.

Am Tag vor seinem Tod war ich stundenlang bei ihm. Er resümierte immer mal wieder über sein Leben. „Es war ein gutes Leben, besser hätte es nicht sein können.“ „Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, wäre ich niemals so weit in der Welt rumgekommen. Das war gut. Und die Reisen, die ich mit Mama gemacht habe, die waren wunderbar.“ „Und vorher“, fragte ich, „wie war es vorher in Königsberg? War das auch schön?“ Die Pause nach meiner Frage war lang, zu lang für meinen wortgewandten und schlagfertigen Vater. „Das war auch schön“, antwortete er knapp. Mehr wollte er dazu nicht sagen. Und ich wusste wieder mal, dass auch mutiges Fragen nicht weiter geholfen hätte. Er wollte nicht darüber sprechen. Ich bin sicher, dass er wusste, dass er nicht mehr viel Zeit hat.

Meine Mutter konnte Wochen vor ihrem Tod das Bett nicht mehr verlassen, da sie so kraftlos war. Sie fragte, nachdem sie die Tatsache akzeptiert hatte, dass sie sterben wird, nach Bildern von früher. Sie wollte ein Bild von Onkel Hans, ein Bild von ihren Geschwistern. So zärtlich war Suleyken (eine Liebeserklärung von Siegfried Lenz an seine Heimat, die Masuren) wollte sie noch einmal lesen. Jedem im Krankenhaus erzählte sie, dass sie aus Ostpreußen stammt. Es schien, als ob sie (wie ich es bei Gästen im Hospiz oft erlebe) gedanklich in ihre Vergangenheit taucht. Ich durfte jedoch nicht mit in diese Welt.

Es blieb mein Wunsch, mehr über ihre Vergangenheit zu erfahren und es war und blieb der Wunsch meiner Eltern, nicht mehr daran erinnert zu werden und nicht darüber zu sprechen.

³ Am Tag nach meiner Ankunft von dieser Reise, fahre ich nach Oberursel, der Stadt, in der ich zur Volksschule gegangen bin. Auf einer Bank in der Allee sitzt „zufällig“ mein Ex-Mann, mit dem ich 30 Jahre zusammen war. Ich habe ihn jahrelang nicht gesehen. Wie selbstverständlich setze ich mich neben ihn, erzähle ihm weinend von meiner Reise. Wir sind uns ganz nah. Dann gehe ich wieder. Seitdem habe ich ihn nicht mehr getroffen.

Mein Vater hat mir einen Schatz hinterlassen. Eine Kiste voller Briefe und Dokumente aus der Zeit von 1944 – 1951. 1951 ist mein Geburtsjahr.

Neueren Datums waren in dieser alten Kiste, die eines der ersten Möbelstücke meiner Eltern war, nur die fest zusammen geschnürten Kondolenzkarten und –briefe zum Tod meiner Mutter. Ich kannte diese Briefe noch nicht. Er hatte sie Wochen vor seinem Tod angefangen zu suchen und nicht gefunden. Behauptete, er habe sie mir gegeben, und ich habe sie wahrscheinlich weggeworfen (ich bin bekannt für gute Aufräumarbeiten und habe den berechtigten Ruf in der Familie, alles wegzuerwerfen, was ich für überflüssig halte).

Diese alte Holzkiste hatten wir Kinder, ohne den Inhalt zu kennen, vom Keller seiner Ehwohnung (die er ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter verließ) in den Flur, unter seine Garderobe, d.h., in den Mittelpunkt seines neuen Appartements gestellt. Und da blieb sie stehen.

In diese Kiste hatte er die Beileidsbekundungen geräumt. Sie waren von ihm so gut versteckt worden, dass er sie nicht mehr wieder fand - zusammen mit den Dokumenten des Krieges und den Anfängen ihrer Beziehung.

Ich habe Stunden mit dieser Kiste zugebracht. Dokumente sortiert, gelesen, kopiert, eingescannt. Und wieder umsortiert, in andere Reihenfolgen gebracht. Bei einem plötzlich aufkommenden Gewitter mit Sturm und Hagel im Sommer, wären Teile dieses „Schatzes“ fast vernichtet worden. Bei den Briefen, die mein Vater an meine Mutter geschrieben hatte, war zum Teil die Tinte schon verwischt. Das war der Zeitpunkt, als ich zum ersten Mal richtig über die ganze gemeinsame Geschichte geweint habe. Ich konnte mich Stunden nicht beruhigen, sortierte, tupfte, fönzte diese Dokumente meiner Vergangenheit ab und schluchzte und weinte viel meines alten Kummers nach oben.

3. Ostpreußen

Das ehemalige Ostpreußen ist etwas Besonderes. Nicht nur, weil es die Heimat meiner Eltern ist.

Es ist eine ehemalige Provinz des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937 und umfasste die Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Allenstein und (bis 1939) Westpreußen. Die Gesamtfläche betrug 36 992 Quadratkilometer und die Einwohnerzahl lag 1939 bei 2,5 Millionen. Das Gebiet Ostpreußen umfasst einen Teil des Norddeutschen Tieflandes zwischen Weichsel und Memel und grenzt an die Ostsee. Der Süden Ostpreußens wird in Masuren vom Baltischen Höhenrücken durchzogen. Die Landschaft der Masuren ist hügelig, waldreich und umfasst etwa 3 300 Seen (Masurische Seenplatte). Nach Süden schließen sich ausgedehnte Sanderflächen an, die über weite Strecken von Kiefernwäldern oder Heidevegetation bedeckt sind. Nördlich der Masurischen Seenplatte senkt sich die Landschaft allmählich zur Ostsee ab. Nur vereinzelt ist die Küste steil ausgebildet. So fällt etwa das Samland in einer Kliffküste zum Meer ab.

Tief eingeschnittene Buchten sind durch Landzungen, die sich im Zuge lang anhaltender Strandversetzung bildeten, vom offenen Meer abgeschnürt. Die markantesten Buchten sind das Frische Haff und das Kurische Haff, die durch schmale Nehrungen von der Ostsee getrennt sind.

Im Winter ist es sehr kalt, im Sommer warm. Etwa zwei Drittel der Fläche wurden landwirtschaftlich genutzt; die Pferdezucht (Trakehner) war bedeutend und im Regierungsbezirk Königsberg wurde Bernstein abgebaut.

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges kam 1945 der größere südliche Teil unter polnische, der nördliche Teil unter sowjetische Verwaltung. Aus dem sowjetischen Gebiet wurde die deutsche Bevölkerung bis 1947 vertrieben, während sie im polnischen Verwaltungsgebiet bleiben konnte.⁴

4. Der Krieg

Der Zweite Weltkrieg, der 1939 unter der Führung Adolf Hitlers im Jahr 1939 begonnen wurde und bis 1945 dauerte, war die bisher größte "Auseinandersetzung" in der Menschheitsgeschichte. Von der Weltbevölkerung war fast ein Drittel (aus 61 Ländern) unmittelbar daran beteiligt. Die verbitterten und jahrelangen Kämpfe hatten bis dahin unvorstellbare Opfer gefordert und grenzenlose Zerstörungen mit sich gebracht. Weltweit schätzt man die Zahl der Opfer auf ungefähr 60 Millionen, darunter sechs Millionen Juden, vier Millionen deutsche, über zwei Millionen Japaner, fünfzehn Millionen Chinesen, sechs Millionen Polen, 300.000 Amerikaner, und fünfundsiebenzig Millionen Russen. Charakteristisch ist, dass die Zahl der zivilen Opfer die der militärischen bei weitem überstieg. Höchstens ein Drittel kam bei militärischen Aktionen ums Leben.

5. Flucht aus Ostpreußen

Erst nachdem meine Eltern gestorben sind, habe ich mich mit diesem Teil des Krieges intensiv beschäftigt. Dieses Kapitel ist relativ lang geworden, obwohl ich mehrfach gekürzt habe. Das liegt wohl daran, dass ich unbedingt glaubhaft vermitteln will, wie schlimm es war.

Die Zivilbevölkerung glaubt auch in Ostpreußen noch lange an den „Endsieg“, an Hitlers Durchhalteparolen. Am 12.01.1945 beginnt die russische Offensive. Die Ostfront bricht zusammen. Der Gauleiter Ostpreußens, Erich Koch, weigerte sich, den Befehl zur Evakuierung der Zivilbevölkerung zu erlassen. „Und während sich die Parteileitung nach Westen absetzt, bleiben Alte, Frauen und Kinder im Frontgebiet zurück. Wer vorher packt und flüchtet, wird erschossen. Erst als russische Panzer vor der Tür stehen, kommt der Evakuierungsbefehl. Überstürzt raffen die Ostpreußen einige wenige Sachen zusammen, nur 25 Kilogramm darf jeder mitnehmen. Bei klirrender Kälte und zum Teil hüfthohem Schnee flieht die ostpreußische Bevölkerung gen Westen.“

⁴ Quelle: Encarta, Enzyklopädie Professional 2003

„Links und rechts des Weges liegen die, die es nicht geschafft haben. Am Ende sind es über 100.000 Menschen. Sie zu begraben ist keine Zeit, zumal der Boden gefroren ist.“ „Wer auf den tief verschneiten Seitenstraßen nicht stecken bleibt oder erfriert, wird Opfer russischer Jagdflieger, die mit ihren MGs in die Trecks feuern. Dort, wo die Russen die Flüchtenden einholen, rollen deren Panzer über Menschen, Pferde und Wagen hinweg. Überlebende treiben sie in die Heimatdörfer zurück.“⁵

Die russische Armee begann ihre Offensive im Januar,

„das russische Oberkommando wartete auf den Einbruch der Kälte. Sie würde die Wege festigen, Wiesen und Äcker für Panzer befahrbar machen, Flüsse und Bäche, Teiche und Seen würden sich mit Eis überziehen. Am 9. Januar 1945 überfiel der Frost das Land im Osten. Die Temperaturen sanken auf zehn, fünfzehn, schließlich auf zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt.“⁶

Die Kälte war für die Russen von Vorteil, da sie zu ihrem Leben gehörte, doch für die deutschen Flüchtlinge war sie eine Katastrophe. Sie mussten sich zum Teil durch Schnee, der „den Pferden bis zum Bauch“ reichte, hindurch schleppen. Viele Säuglinge erfroren auf der Flucht vor den Russen, die Mütter konnten sie nicht einmal begraben, sondern mussten sie am Wegrand liegen lassen, sodass BDM-Mädchen abkommandiert wurden, um „die Puppen am Wegrand wegzusammeln“. Jedoch waren dies keine Puppen, die sie aufsamelten, sondern steif gefrorene, menschliche Körper. Die nächsten, die nach den Säuglingen und Kleinkindern erfroren, das waren die Alten, sowohl Männer als auch Frauen.

Die Soldaten der russischen Armee vergewaltigten Frauen, bezichtigten alte Frauen Spione zu sein und erschossen sie aus unmittelbarer Nähe, „deutsche Zivilisten [wurden] erschlagen oder erschossen [...] oder bei lebendigem Leibe verbrannt. Häufig kam es vor, dass Frauen, vor allen Dingen junge Mädchen, sich später umbrachten, nachdem sie mehrmals vergewaltigt wurden.“⁷ Über die Gründe dieses Hasses ist viel geschrieben worden, und es gibt viele Erklärungen. All dies ändert aber nichts daran, dass es schlimm war.

Ende Januar ist Ostpreußen abgeschnitten und eine Flucht nach Westen über den Landsweg nicht mehr möglich. Die letzte Rettung sind die Häfen im Norden Ostpreußens: Danzig; Pillau und Gdingen (Gotenhafen).

Jürgen Thorwald schreibt in seinem Buch „Die große Flucht“ ein Kapitel über der Flucht über die Ostsee. Er beschreibt den Winter 1945 mit hohem Schnee und scharfem, eiskalten Nordwest-Wind, der durch Gotenhafen weht.

„Und die weit auseinander gezogenen Züge der Leiterwagen, auf denen jeden Tag neue Flüchtlinge in die Stadt hineinrollten, hatten eher Bergen von Schnee geglichen als Fahrzeugen, die unter ihren Planen Menschen bargen.

⁵ Stefan Preuß, NDR Online

⁶ Böddinger, Günter: Die Flüchtlinge. Die Vertreibung der Deutschen im Osten.

⁷ Böddinger, Günter: Die Flüchtlinge. Die Vertreibung der Deutschen im Osten.

Die Flüchtlinge, die mit der Bahn ankamen, wühlten sich vom Bahnhof aus in trostlosen Haufen durch die schneeverwehten Straßen, um irgendwo in Schulen, Baracken oder in Hafenschuppen unterzukriechen und wenigstens Schutz vor dem Sturm zu finden.“ „... Schlangen standen vor den neueingerichteten Auffangstellen der Marine oder vor Küchen, die in Hafenschuppen und unter offenen Holzdächern Brot und Suppe verteilten“, „...vermummte Frauen (gingen) mit Kindern von Haustür zu Haustür (...) und bettelten um ein Bett oder um warme Milch.“ „Man sah auch Kinder, die ihre kranken Mutter auf einem Schlitten oder einem Koffer hinter sich her durch den Schnee zogen, um nach einem Arzt, einem Bett, einem warmen Winkel zu suchen. Vom Hafen her wanderten andere vermummte Gestalten in dicht aufeinander folgenden Schüben in die Stadt - es waren Flüchtlinge aus dem Samland, aus dem östlichen Ostpreußen und aus Königsberg, die in Pillau an Bord eines Schiffes gekommen waren und die man zunächst einmal in Gotenhafen an Land setzte, um sie aus der vorerst größten Gefahrenzone herauszubringen.“⁸

Am 10. April 1944 kapitulierte Königsberg. Die Rote Armee eroberte am 25. April Pillau, so dass von dort keine Seetransporte mehr erfolgen konnten. Die letzten Reste aller zerschlagenen deutschen Truppenteile versuchten sich über die Frische Nehrung zur Weichselmündung durchzuschlagen, um dann zur Halbinsel Hela überzusetzen. Als letztes großes Schiff transportierte die "Sachsenwald" noch am 2. Mai 1945 7000 Verwundete und rund 5000 Flüchtlinge von Hela nach Dänemark. Zuletzt verließ die "Rugard" am 8. Mai mit 1500 Personen Hela. Damit waren in rund drei Monaten über 600 000 Menschen aus Ostpreußen durch den beispiellosen Einsatz der Schiffsbesatzungen gerettet worden. Insgesamt rettete man 2,5 Millionen Menschen auf dem Seeweg über die Ostsee.

„Ich war tief bewegt von dem Elend der Menschen an Bord, die größtenteils nur noch das besessen hätten, was sie selber tragen konnten. Die Szenen werde ich nie vergessen, als Tiefflieger mit ihren Bordkanonen in die Flüchtlingsströme in Gotenhafen hineinschossen und eine Frau, die mit ihren Kindern neben uns stand, getroffen wurde. Auch sah ich, wie Frauen und Kinder, die auf ein rettendes Schiff stürmen wollten, in Panik von den nachdrängenden Menschenmassen zwischen Kai und Schiff ins Wasser gestoßen wurden und ertranken.“

Kapitän Hans Borgward: ".... Auf der Rückreise nahmen wir bis zu 1400 Verwundete und Flüchtlinge mit. Sie waren in dreistöckigen Feldbetten in den Zwischendecks untergebracht oder lagen an Deck. Überall in den Gängen und an Deck mussten wir über Menschen hinwegsteigen. Sie gingen in Swinemünde, das noch in deutscher Hand war, wieder an Land. Als die Russen im April bereits vor Stralsund standen, brachten wir die Menschen nach Kopenhagen.

⁸ Siehe da

... Die Konvois wurden ständig von russischen Torpedofliegern und gelegentlich auch von russischen U-Booten bedroht. ... Manch ein Schiff wurde in der Ostsee aus dem Konvoi heraus versenkt.“⁹

Von etwa 2,5 Millionen ost- preußischen Einwohnern starben 614 000. Jeder vierte Ostpreuße wurde ein Opfer von Vertreibung, Ermordung, Freitod, Hunger, Erfrierung, Krankheit und Verschleppung. Viele Tausende Frauen wurden brutal vergewaltigt.

Es ging nicht nur um Verluste von Gegenständen, sondern um Verlust von Heimat, von Zugehörigkeit, von Freunden, Eltern und Verwandten. Es ging meistens nur noch um das Überleben, verbunden mit Panik und viel Angst. Am Ende gab es oft gar nichts mehr, außer dem eigenen Leben.

„Die Erlebnisse der schrecklichen Flucht und Vertreibung, die Demütigungen, die laufenden Anpassungen und neuen Existenzgründungen haben mein ganzes Leben beeinflusst. Angst, Not und Willkür spiegeln sich noch heute in meinen Träumen wider.“¹⁰

6. Die Eltern und Brüder meines Vaters

Mein Großvater väterlicherseits, Benjamin Seeck, wurde am 30.08.1876, seine Frau Paula, geb. Neumann, meine Großmutter, wurde am 05.11.1878 in Königsberg geboren. Ihr Sohn Ernst kam am 10.03.1901 zur Welt, Erwin wurde 1911 und mein Vater wurde am 04.04.1920 geboren. Aus den gefundenen Unterlagen ist nur ersichtlich, dass mein Großvater Provenzialsekretär war.

Aus dem wenigen, was mein Vater erzählte, weiß ich, dass sein Vater eine Jagdpacht hatte und somit Hunde, und dass er nur Rieker Schuhe und Mouson Seife gelten ließ. Mehr weiß ich nicht. Von seiner Mutter hat er nie erzählt.

Über meine Urgroßeltern weiß ich, dass sie aus Königsberg stammen (so wie viele Generationen vorher). Als ich das Video, das mein Vater drehte, als meine Eltern im August 1994 in Königsberg waren (dazu später mehr), sah, erfuhr ich noch etwas: Mein Vater sagt beim Filmen zu meiner Mutter: „Und da hat die Oma gewohnt, die ich gar nicht kenne, die ist schon gestorben, als ich ein Jahr alt war.“

Es gibt zwei Fotografien von der Familie meines Vaters: Ein Bild, aufgenommen im Februar 1941 anlässlich eines Kaffeetrinkens, zeigt meine Großeltern gemeinsam mit Erwin und meinem Vater und das zweite Bild zeigt meinen Vater bei seinen Eltern Weihnachten 1943. Auf beiden Bildern trägt mein Vater Uniform.

⁹ Kapitän Hans Borgward, der Anfang Januar 1945 als Leichtmatrose auf der „Bukarest“ arbeitete und bei Kriegsende Tausende deutscher Flüchtlinge aus Ostpreußen, Gotenhafen, Danzig und Pillau mit seinem Schiff vor den Russen nach Westen in Sicherheit gebracht hat.

¹⁰ (Rosemarie Mietsch, aus Ostpreußen, 1945 16 Jahre alt), zitiert in „Bilder, von den wir uns kein Bild machen“ von Alexander Korittko

Der älteste Sohn Ernst (Beruf Reisender), von dem ein Bild aus dem Jahr 1942 mit meinem Vater in Berlin existiert – beide in Uniform-, war der erste Sohn, der eingezogen wurde. Er galt jahrelang als vermisst und das Aufgebot, ihn für tot erklären zu lassen, wurde von meinem Vater nach unzähligen Versuchen, ihn durch das Rote Kreuz finden zu lassen, erst im Oktober 1953 gestellt. Der Erbschein datiert aus dem Jahr 1955. Eine absurde Bürokratie, angesichts eines Menschen, der nie gefunden wurde.

Die Brüder Erwin und er hatten Heimaturlaub und sahen sich nach 4 Jahren, am 23.08.1944 in Allenstein (heutiges Polen) wieder. Dort lebte mein Onkel Erwin und mein Vater stieg auf dem Weg nach Königsberg aus dem Zug aus, hoffend, seinen Bruder dort „zufällig“ zu treffen.

Wann Erwin seine Eltern zum letzten Mal gesehen hat, weiß ich nicht. Ihren Sohn Horst sahen meine Großeltern zuletzt am 31.08.1944, während des Aufenthalts meines Vaters in Königsberg.

Die Daten und das Wissen über das Geschehen während dieses Heimaturlaubs vom 23.-31.08.1944 habe ich einem von meinem Vater geschriebenen „Tagebuch“ zu verdanken, welches er nachträglich im Jahr 1945 in amerikanischer Gefangenschaft niedergeschrieben hat.

6.1. Ein Dokument

Über diesen Bericht des Heimaturlaubs möchte ich etwas schreiben, weil der Umgang damit so symptomatisch für das Schweigen in unserer Familie und unsere Scheu dem Erleben meiner Eltern während des Krieges nachzugehen ist. Sogar dann, wenn wir gar nicht mehr fragen müssen, ist inzwischen die Scheu oder wie immer man dieses Gefühl bezeichnen mag, so groß, dass wir es auch dann nicht tun, wenn wir nur noch nachlesen müssen.

Es ist unglaublich, wie viele Informationen in diesem Dokument enthalten sind, wie sich die Ereignisse innerhalb dieser Woche geballt haben und welche unglaublichen Konsequenzen es danach gab.

Das Dokument war schon lange in unseren Händen. Mein Vater hatte es in altdeutscher Schrift verfasst, mit der Schreibmaschine irgendwann abgetippt und mir irgendwann beiläufig übergeben. Ich habe es irgendwann eingescannt, formatiert, mit Seitenzahlen versehen, also einfach perfektioniert. Und habe es nie gelesen. Beim Korrekturlauf des Scanners habe ich natürlich Fragmente wahrgenommen, ich wusste also, worum es da geht, aber ich habe mich nicht hingesezt und es vollständig gelesen. Und es war kein Zeitproblem, denn das Scannen und korrigieren eines auf einer alten Schreibmaschine getippten Dokuments kann Stunden dauern, und diese Zeit habe ich mir auch genommen.

Erst nach dem Tod meines Vaters habe ich es vollständig gelesen. Ganz offensichtlich ging es meiner Schwester genau so, denn in diesem Dokument kam sogar meine Mutter vor (auf welche Weise, erkläre ich in dem Kapitel dieser Arbeit, wie meine Eltern sich gefunden haben). Hätten wir es gelesen, hätte sich manche Raterei / Vermutung erledigt.

Ich kann nicht erklären, warum ich es nicht gelesen habe. Ich habe nicht bewusst gedacht: „Das will ich nicht wissen“ oder „Das darf ich nicht wissen“. Es war so, als ob mein Auftrag zu diesem Dokument war, mich darum zu kümmern, dass es in gut lesbarer Form erhalten bleibt. Ich habe meinen Vater sogar gefragt, ob es nicht sinnvoll sei, diesen Bericht in das Internet zu stellen. Diese Idee machte ihn stolz. Das könne ich versuchen. Das habe ich auch nicht getan (vielleicht mache ich es aber noch), sondern ich habe es einfach perfekt aufgehoben. Es lag immer bei meinen wichtigen Papieren ganz oben, um es „irgendwann einmal in Ruhe zu lesen“.

Es gibt überhaupt nichts Niedergeschriebenem meiner Eltern, es war nicht die Zeit des Tagebuchschreibens (abgesehen von den wertvollen kleinen Kalendern, die mein Vater Jahr für Jahr füllte). Dass mein Vater über diese Tage geschrieben hat, sehe ich als ein Zeichen seiner tiefen Erschütterung. Vielleicht konnte er die Bilder aus seinem Kopf entfernen, indem er Worte fand, sein Entsetzen auszudrücken.

Es ist ein Wunder, dass dieses Dokument bei dem wenigen war, was er nach Kriegsende aus seiner Gefangenschaft mitgebracht hat.

Zum Zeitpunkt des Schreibens hat er nicht gewusst, dass er seinen Bruder erst fast ein Jahrzehnt später und seine Eltern niemals wiedersehen wird. Und auch nicht, dass er Irmgard, meine Mutter, die er in dem Bericht erwähnt, 4 Jahre später suchen und 5 Jahre später heiraten wird. Und dass er dieses Königsberg, das er so traurig verlässt und das der Anlass war, dass er zum ersten und zum letzten Mal in seinem Leben eine Art Tagebuch führt, erst 1994, also 50 Jahre später, mit genau der erwähnten Irmgard wiedersehen und kaum noch erkennen wird. Auch dieser Besuch ist dokumentiert, diesmal auf Video.

Ich füge diesen Bericht dieser Arbeit als **Anlage** bei.

Während dieses Heimurlaubs begannen die britischen Bombenangriffe auf Königsberg (26.-27.08. Zerstörung des Nordens der Stadt) und wurden vom 29.-30.08.1944 fortgesetzt (Innenstadt). Am 30. August feierte mein Vater mit seinen Eltern „im Feuersturm“ den 68-jährigen Geburtstag seines Vaters in dem letzten verbliebenen Zimmer ihrer Wohnung. Mein Vater, dem Gefühlsäußerungen fremd und peinlich sind, schreibt: „Verstört gehe ich weiter den traurigsten Gang meines bisherigen Lebens“ und beschreibt die Zerstörungen seiner Geburtsstadt.

Er schreibt einen langen Brief an Erwin und an Ernst. Und während er seinen Brüdern die Bombennacht schildert, kommt ihm zum Bewusstsein, welches Glück er und seine Eltern gehabt haben, „dass sie nichts verloren haben“. Dann will er die Briefe zu Post bringen und muss durch ganz Königsberg laufen, weil das Postamt geschlossen ist. Er geht bis zum Hauptbahnhof. „Ich gehe den traurigen Weg zurück und nehme mir vor, den Eltern nur zu sagen, sie sollten sich die Stadt nicht ansehen!“

Dass seine Eltern kurz nach ihrer Flucht in Kopenhagen gestorben sind, hat er viel später erfahren. Ich mache mir Vorwürfe, dass ich am 12. Februar 2007 nicht zwei Stunden länger bei meinem Vater geblieben bin. Nur zwei Stunden mehr, und er hätte nicht allein sterben müssen. Was mag das für ein Gefühl sein, wenn man tausende von Kilometern entfernt von dem Tod der Eltern erfährt, nicht weiß, was mit den Brüdern geschehen ist, ob sie überhaupt noch leben. Weiter und tiefer kann Einsamkeit und Entwurzelung kaum gehen. Hinzu kommt vielleicht auch noch ein Gefühl der Schuld, dass er zwar in Gefangenschaft, aber bei freundlicher Behandlung und ausreichendem Essen, seines Lebens sicher ist.

Erwin, sein 9 Jahre älterer Bruder steht dem Krieg bei dem Treffen 1944 schon kritisch gegenüber. Er gerät in russische Gefangenschaft und ist „Spätheimkehrer“.

Er schlägt seine Kinder mit der Hundepeitsche vor dem Essen, damit sie essen, was auf den Tisch kommt. Nahrung ist knapp nach dem Krieg, seine Nerven am Ende.

„Soldaten, die in den Krieg ziehen, hinterlassen generell ein Vakuum - in der Familie, der Gemeinde und der Arbeit - das von Leuten ausgefüllt wird, die zuhause geblieben sind. Wenn sie zurückkehren, finden sie oftmals, dass ihre Frauen beide elterlichen Rollen eingenommen haben, dass ihre Kinder mehr Verantwortung übernommen haben und ihre Arbeits-Kollegen in ihr Territorium eingebrochen sind. Unabhängig von psychischen Schwierigkeiten müssen die Heimkehrer ihren Platz in Familie und Gesellschaft neu finden. Sie müssen Kontakte wiederherstellen und ihren Platz neu verhandeln. Dies stellt eine zusätzliche Belastung dar.

Folgen in der Familie können sein: „Sensibles Reagieren auf Themen, welche die Männlichkeit in Frage stellen; Gewalttätige Aggressionen gegen die eigenen Kinder; Gewalttätige Aggressionen gegen die eigene Frau „¹¹ Auf meinen Onkel traf dies offensichtlich zu.

Mein Großvater starb am 23.03.1945 in Kopenhagen. Auf der ärztlichen Todesbescheinigung steht als Todesursache: „Urämie, Herzschwäche“, „identifiziert durch seine Frau Paula Seeck, z.Zt. im Flüchtlingsheim. Für ihn gab es noch ein Grab im Block 21, Reihe 26, Grab 13 auf dem Westfriedhof in Kopenhagen.

Meine Großmutter stirbt am 01.04.1945, neun Tage später. Da war der Platz für die vielen toten Flüchtlinge schon knapp geworden. Sie wurde auf dem Feld F im Gemeinschaftsgrab 2 Urne 10 (= 8 Tote) beerdigt. „Auch Ihre Mutter, Frau Paula Seeck, geb. Neumann, geb. 5.11.78 hat die Anstrengungen der Flucht und den Tod Ihres Vaters nicht überlebt und ist am 1.4.45 an Altersschwäche und Erschöpfung am 1.4.45 in Kopenhagen verstorben.“¹²

Ich habe meine Großeltern väterlicherseits nie kennengelernt.

¹¹ Aus Trauma-Informations-Zentrum, Artikel: Traumata: Krieg

¹² Flygtlingeadministratonen Kartoteket, Kobenhavn K, d. 15. Oktober 1946 an Horst Seeck D 933 753, Garswood Park Nr. 50 P.W.W. Camp, Wigan Lancs, Great Britain, Ashton in Makerfield

7. Die Eltern und Geschwister meiner Mutter

Der Vater meiner Mutter ist am 18. Juli 1899 in Königsberg zur Welt gekommen. Als er 15 Jahre alt war, brach der 1. Weltkrieg aus. 1922, mit 23 Jahren war er bereits verheiratet. Seine Frau Margarete Charlotte starb bei der Geburt meiner Mutter am 27. Februar 1926. Da war er 27 Jahre alt. Sie ließ ihn mit seiner 4-jährigen Tochter Christel und der Neugeborenen Irmgard (meiner Mutter) zurück.

Er heiratete ein halbes Jahr später die erst 19 Jahre alte Elise (geb. 19.08.1907), meine Oma. Sie brachte noch 5 Kinder zur Welt: Inge: 25.11.1928 (starb mit 33 Jahren gemeinsam mit ihrer Tochter und Schwiegermutter am 04.07.1961 bei einem Autounfall – ihr Mann steuerte den Wagen), Anni: 26.02.1931 (starb an den Spätfolgen Diabetis mellitus Typ 1 im Jahr 1994 mit 63 Jahren), Udo: 24.09.1934 (starb im 20. Mai 2000 mit 65 Jahren an Nierenkrebs), Gisela: 29.01.1937 und Reinhardt: 24.02.1943. Zwischen den einzelnen Kindern hatte sie mehrere Fehlgeburten.

Als der 2. Weltkrieg ausbrach, war er 40 Jahre alt und hatte 6 Kinder und das 7. Kind kam mitten im Krieg zur Welt.

Er war cholerisch. Seine „Anfälle“ waren gefürchtet.

„... in meinem Mann habe ich keine Stütze, der hat an nichts Freude, auch für nichts Verständnis. Sein Zustand ist wohl etwas besser geworden, langt aber manche Tage zu, um einem das Leben zur Hölle zu machen, manchmal wegen einer nichtssagenden Kleinigkeit.“¹³ Ich habe einen davon als Kind in Dresden angstvoll miterlebt, als wir –meine Mutter und ich- dort in Dresden zu Besuch waren. Meine Mutter schloss mich und sich zur Sicherheit in ein Zimmer ein, bis der „Anfall“ vorüber war.

Er wurde 91 Jahre alt, seine Frau starb Jahre vor ihm und von seinen 7 Kindern lebten bei seinem Tod noch vier. Bis zum Ende blieb sein Zorn auf die Welt groß. Seine Nachbarn in Dresden litten unter seinen Ausbrüchen, die so ausfallend waren, dass ich es hier nicht schildern möchte.

Ich bin aus falscher Loyalität nicht zur Beerdigung meiner Oma gefahren. Ich hatte das Gefühl, dass ich gegen meine Mutter bin, wenn ich diese von ihr so ungeliebte Frau beweine. Ich empfand schon seit Jahren Hochachtung für sie. Sie wollte auch ihren beiden Stieftöchtern - trotz deren stets spürbare Ablehnung – eine gute Mutter zu sein. Mein Großvater arbeitete im Schichtdienst bei der Eisenbahn und mit diesem Lohn hatte sie 7 Kinder zu ernähren. Alle, bis auf ihre Stiefkinder haben studiert (2 Ärztinnen, 1 Zahn- 1 Tierarzt und eine Gymnasiallehrerin). Nur die zwei Schwestern aus erster Ehe haben keinen akademischen Abschluss.

¹³ Zitat aus Brief meiner Großmutter an meine Mutter vom 21.11.1950

Die Briefe, die sie an meine Mutter während der Zeit ihrer Schwangerschaft mit mir (1950-1951) geschrieben hat, habe ich auch in dieser „Schatzkiste“ gefunden. Sie schreibt regelmäßig und liebevoll, an dem Leben meiner Eltern teilnehmend. Meine Mutter konnte die Schilderungen ihrer Stiefmutter über das schwierige Leben im Osten nur als Aufforderung, ihr die fehlenden Dinge zu beschaffen, interpretieren. Das andere, das an ihrem Leben Teilnehmende, konnte sie nicht erkennen.

Am 23.08.1950 schreibt sie, wer ihr alles zum Geburtstag geschrieben hat. „Christel (die leibliche Schwester meiner Mutter) hat mir auch geschrieben, aber dieselben Worte wie jedes Jahr. Sie gratuliert und wünscht alles Gute. Nicht einmal zu ein paar herzlichen Worten hat sie Zeit.“

Tante Christel, inzwischen über 80 Jahre, lebt noch. Außer, dass sie schlecht hört, geht es ihr ausgezeichnet. Sie hat ihr Haus nach dem Tod ihres Mannes verkauft und lebt in einer 2-Zimmer-Wohnung in der Nähe ihres Sohnes. Mit ihm habe ich seit dem Tod meines Vaters Kontakt. „Familie hat sie nie gemocht“, sagt er. Sie ist froh, dass sie weit weg von allen war, und sie war immer froh, wenn sie keiner besuchen wollte.

8. Lebenslauf meiner Eltern

8.1. Mein Vater

Mein Vater wurde am 04.04.1920 als „Nachzügler der Familie“ in Königsberg geboren. Er begann direkt nach seinem Abitur im Jahr 1937 mit seiner Banklehre bei der „Bank der ostpreussischen Landschaft“ in Königsberg. Nach bestandener Prüfung wurde er dort am 01.10.1939 angestellt.

Ein Jahr später, am 01.10.1940, wurde er zur Luftwaffe einberufen. Er war Bordfunker. Im Januar 1945 geriet er in amerikanische Gefangenschaft, kurz zuvor wurde seine linke Schulter durch ein Explosivgeschoss verletzt. Zunächst war er ca. drei Monate in franz. Lazaretten, bevor er am 04.04.1945 nach Nebraska (U.S.A.) verschifft wurde. Von dort wurde er im April 1946 nach England verschifft. Dort musste er sich einer Leistenbruch-Operation, hervorgerufen durch schwere Farmarbeit, unterziehen. Im April 1948 wurde er entlassen.

„Amerikanische Studien mit 62 Kriegsgefangenen im Zweiten Weltkrieg ergaben, dass vier von fünf mindestens einmal im Leben mindestens eine psychische Störung hatten. Neun von zehn hatten abnorme MMPIs (Minnesota Multiphasic Personality Inventory¹⁴) und die Hälfte gab Biographien an, welche die Vermutung einer PTBS (Posttraumatische Belastungsstörung) im ersten Jahr nach dem Erlebnis nahe legen. Fast ein Drittel berichtete auch nach 40 Jahren noch solche Symptome ...“¹⁵

¹⁴ Ein aus 566 Items bestehender Persönlichkeitsfragebogen, der für klinische Diagnosen entwickelt wurde. Mit dem Fragebogen werden krankhafte und störende psychische Auffälligkeiten erfasst (Hathaway & McKinley, 1972).

¹⁵ Träume Informationszentrum TIZ, Verfasser: Klaus Rüegg

Als Folge des Krieges litt er unter „Schmerzen in der rechten Schulter und im oberen Wirbel-Lenden-Bereich, verbunden mit Schwindelzuständen. Diese sind erstmal im Jahr 1952 aufgetreten, seitdem mehrfach wiederholt mit Abständen von 1,5 Jahren, behandelt durch Massagen. Die Ursache: „Im April 1944 bin ich mit einem Kampfflugzeug (Ju 88) nach einem Flug gegen England in der Normandie bei Caen abgestürzt. Ein Motor der Maschine hatte über der englischen Küste Feuer gefangen. Beim Rückflug mit einem Motor verlor die Maschine ständig an Höhe und stürzte schließlich in einen Wald. Ich war Bordfunker in der Maschine. Der Flugzeugführer und der Beobachter haben den Absturz ebenfalls überlebt.“¹⁶

Im Kapitel über seine Eltern und Brüder habe ich über meinen Vater bereits geschrieben. Die Nachricht über den Tod seiner Eltern erreichte ihn am 18.10.1946. „Brief aus Dänemark mit Totenscheinen“, notierte er in sein kleines Notizbuch. Am 19.10. schreibt er nichts. Am 20.10, 21.10., 22.10., 23.10 und 24.10. steht „russisch gelernt“ und am 25.10. „Kartoffelmieten mit Erde bedeckt“.

7,5 Jahre, d.h. von seinem 20. bis zu seinem 28. Lebensjahr war er im Krieg. Als er entlassen wurde, hatte er nichts, außer ein paar persönlichen Dingen, wie einem Soldbuch, einer Uhr, ein paar Briefe und Bescheinigungen. Mehr nicht.

8.2. Meine Mutter

Meine Mutter wurde am 27. Februar 1926 in Königsberg geboren. Ihre Mutter starb bei ihrer Geburt. Da war ihre Schwester Christel 4 Jahre alt (siehe auch „Meine Großeltern“).

Meine Mutter begann direkt nach der Erlangung der mittleren Reife eine Banklehre bei der „Bank der ostpreussischen Landschaft“ in Königsberg. Nach bestandener Prüfung wurde sie dort am 01.10.1944 als Buchhalterin übernommen.

Etwa 4 Monate später, etwa Januar/Februar 1945 trat sie die Flucht aus Königsberg, gemeinsam mit ihren Schwester Christel und Inge an.

Meine Großmutter war bereits im Sommer 1944 mit den vier anderen (Stief-) Geschwistern nach Bielatal geflohen. Ihr Bruder Hans besaß dort eine Holzmehlmühle, wo sie alle unterkommen konnten. Das war zunächst das Ziel der drei Schwestern. Mein Großvater war an der Front.

Tante Christel hat ihrem Sohn erzählt, dass sie mit dem Zug Gotenhafen erreichten und es ihnen nicht gelang, einen Platz am 30.01.1945 auf der „Wilhelm Gustloff“ zu erkämpfen, dessen Versenkung am 30. Januar 1945 durch das russische U-Boot S-13 Günter Grass in seiner Novelle „Im Krebsgang“ beschreibt.

¹⁶ Schreiben meines Vaters an das Versorgungsamt Frankfurt vom 29. April 1964, am Ende wurden im 25% Erwerbsfähigkeitsminderung wg. Verwachsungsbeschwerden mit rezidivierenden Wurzelreizerscheinungen bewilligt.

Für Tante Christel war längerfristig das Ziel Hannover, denn sie wusste von einer ehemaligen Arbeitskollegin aus Königsberg, dass bei der (späteren) Fa. Nordsee in Hannover eine Stelle zu vergeben ist. Ihre Hoffnung trat ein. Sie bekam diesen Job. Und sie lernte Willi kennen. Der hatte eine Wohnung und deshalb heiratete sie ihn. So war sie untergebracht und hatte Geld zum Überleben. Das war das Wichtigste für sie.

Die Geschichte meine Mutter differiert ein wenig: Sie erzählte, dass sie davon erfahren hatten, dass ein Lazaretschiff von Königsberg nach Swinemünde fahren sollte.

Sie fand um 4.00 Uhr morgens bei minus 20 Grad mit vielen anderen das Schiff, das Schwerverletzte transportieren sollte. Sie drängelte sich energisch durch die wartende Menge, zeigte ein vorher organisiertes Bild eines Seemanns in Uniform dem Wachhabenden vor, behauptete, an seine Solidarität als Kamerad appellierend, dies sei ihr Bruder und sie und zwei Schwestern, für die sei ebenfalls Schiffkarte benötigte, seien Krankenschwestern. Sie bekam die Schiffskarten. Ihre Schwester Gisela erzählte mir später, sie habe den Männern schöne Augen gemacht! Meine Mutter? Niemals!

Von dort wollten sie mit dem Zug nach Greifswald weiterfahren. Sie saßen schon seit Stunden in dem Zug, der immer noch auf dem Swinemündener Bahnhof stand, als Fliegeralarm ausgelöst wurde. Einer Intuition folgend (anders ist es nicht erklärbar, dass sie die kostbaren Plätze im Zug aufgaben), stürzten sie aus dem Zug und warfen sich flach in das nächste Feld. Als der Bombenangriff vorüber war, war um sie herum alles verwüstet.

Eine Bombe war nicht sehr weit hinter ihnen eingeschlagen und hatte ein Loch in der Größe eines Hauses hinterlassen. Die Leute, die sich weiter entfernt niedergeworfen hatten, waren durch die Bombensplitter getötet worden. Nur durch die Nähe der Schwestern zum Einschlag waren die Splitter über sie geflogen. Der Zug war restlos zertrümmert und voller Leichenteile.

Dies ist eine der wenigen Geschichten, die meine Mutter von ihrer Flucht erzählte. Sie erzählte sie nicht nur einmal. Und sie erzählte sie immer lachend. Warum konnte ich nicht den Schock in diesem Kichern erkennen?

Sie schlugen sich bis nach Bielatal durch. Niemand weiß genau, wie sie es geschafft haben. Mit dem Zug, zu Fuß, auf jeden Fall kamen sie zu Dritt in Bielatal an. Meine Tante Gisela kann sich noch heute daran erinnern, wie fassungslos alle waren, als die drei lebend auftauchten. Tante Inge hatte („es gab doch wirklich Wichtigeres“) einen Schulranzen voller Klaviernoten dabei. Das war ihr Fluchtgepäck. Unterwegs hatte sie noch ein Lexikon gefunden, dass sie ebenfalls beharrlich mit sich bis in die neue Heimat schleppte.

Die ganze Dramatik dieser Flucht konnte ich erst Jahrzehnte später nachvollziehen, als ich die persönlichen Fluchtberichte von unzähligen anderen Menschen gelesen habe.

Meine Mutter war schon mit 6 Jahren lungenkrank. Nach der Flucht wurde sie mit hohem Fieber zum Arzt gebracht. Sie „hatte die Motten“¹⁷. Der Arzt empfahl meiner Oma, dem Kind alles zu geben, was möglich ist, denn ihre Tage seien gezählt.

Sie habe gesagt (Aussage von Tante Gisela), dass sie hier nicht sterben wolle und sei trotz dringendem Abraten des Arztes allein nach Kahla gezogen. Der Bruder ihrer Stiefmutter, Onkel Hans, den sie über alles liebte und dem sie vertraute, hatte ihr eine Arbeit in Kahla beim Sägewerk Paul Otto als Kontoristin verschafft. Dort arbeitete sie ein Jahr lang.

Warum sie von dort nach Jena zog, weiß ich nicht. Vielleicht einfach nur, weil sie wusste, dass sie noch etwas anderes aus ihrem Leben machen will. Sie besuchte die pädagogische Fachschule in Jena, dann die Oberschule vom Herbst 1946 - 1948, um das Abitur nachzuholen. Dieses nutzte sie, um an der Universität in Jena ein Jahr bis zum Herbst 1949 Jura zu studieren.

Als aus der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) am 7. Oktober 1949 die Deutsche Demokratische Republik (DDR) wurde, flüchtete meine Mutter in den Westen. Ihr Ziel war Hannover, da dort ihre ältere Schwester Christel lebte.

Parallel verläuft ein anderer Lebenslauf:

Ihre Mutter starb –wie schon erzählt- bei ihrer Geburt. Ab dem 6. Jahren war sie in mehreren „Heilanstalten“ wegen Hilusdrüsen TB und Schatten auf der Lunge. 1938 litt sie unter offenen TB mit Pneu bis 1950. 1944 löste eine Blindarmentzündung hohes Fieber aus, sie hatte eine spät entdeckte vereiterte Mandelentzündung, litt unter Migräne und war in einem schlechten Allgemeinzustand.

1945 im Jahr ihrer Flucht erkrankte sie an Scharlach mit einer darauf folgenden Hirnhautentzündung. Ein Jahr später eine Kieferhöhlenentzündung, die operiert werden musste. 1947 folgten ständige Fieberanfälle und eine beidseitige TB. Hinzu kam Doppelpneu mit anschließender Rippenfellvereiterung. Ab 1944, d.h. ab ihrem 18. Lebensjahr war sie jahrelang ständig krank.

Die Auseinandersetzungen, die sie mit Ärzten führte, füllten Ordner.

Sie sagte meinem Vater kurz vor ihrem Tod, „ich habe mich körperlich nie richtig wohlgefühlt“. Jahrelang wiederholte mein Vater fassungslos diese Aussage.

„Trauer führt zur Krankheit“, habe ich während meiner Ausbildung gelernt und „Krankheit führt zur Trauer“. Die Traurigkeit über ihre Krankheiten hat meine Mutter am Ende aussprechen können.

¹⁷ „Die Motten haben“ ist ein gebräuchlicher Ausdruck für die durchlöchernde Lunge auf dem Röntgenbild.

9. Meine Eltern und Ostpreußen Heimat und Königsberg

Meine Eltern wurden beide in Königsberg / Ostpreußen geboren, so wie ihre Eltern und Großeltern und ihre Vorfahren schon Generationen davor. Meine Mutter verließ ihre Heimatstadt im Winter 1944, mein Vater im August 1944 nach einem Heimaturlaub. Sie sahen sie gemeinsam, genau 50 Jahre später, im August 1994 wieder.

Über den Besuch im August 1994 gibt es ein Video. Mein Vater, dem das Filmen nicht so lag und von daher die Tendenz hatte, etwas wild mit der Kamera rumzuschwenken, hält bei diesem Video drauf. Stundenlang wird die Fahrt durch ostpreussische Sommerlandschaften gefilmt. Eine Straße, eine Allee, Bäume, Bahnhof Cranz „(noch wie früher“), Königsberger Straße, „hier ging es früher zum Strand“. Dazwischen Schwenke auf wunderschöne, aber völlig zerfallende Häuser. „Da stand die Bank“, ruft meine Mutter (Sie meint die ehemalige Bank der ostpreussischen Landschaft, wo beide ihre Ausbildung gemacht haben). „Wo?“, fragt mein Vater und saust mehrmals über das völlig zerstörte Gebäude mit seiner Kamera hinweg. Bei dem Ausruf „Schwarze Störche“, wacht die Reisegruppe auf. Aufgeregte Zurufe, helfende Anweisungen an meinen Vater, der nur noch mit der Kamera sucht und nicht mehr mit seinen eigenen Augen sieht. Es ist, als ob er die Kamera zwischen sich und den Rest der Welt hält. „Wo ist der andere Storch“, ruft er filmend und man gibt ihm Anweisungen nach recht oder links zu schwenken.

Meine Eltern, vor allem meine Mutter, waren war tief verbunden mit der ostpreußischen Landschaft, mit dem Meer und mit dem Badeort Rauschen¹⁸. Mein Opa hatte dort vor dem Krieg eine Art Gartenhaus, und dort muss sie unbeschwerte Zeiten erlebt haben. Sie hat sich immer ein Haus am Meer gewünscht. Sie spielte Lotto, soweit ich zurückdenken konnte, und immer haben wir auf den Gewinn¹⁹ für das Haus am Meer gehofft. Das war mehr als ein Wunsch. Auch ich glaube auch immer noch, dass das die Erfüllung meines Lebens sei, wenn es mir gelingt, ein Haus am Meer zu besitzen, möglichst in den Dünen.

Als ich die ersten Bücher über das ländliche Leben in Ostpreußen las, wusste ich viel, was ich gar nicht bewusst wissen konnte und war selber verblüfft. Ausdrücke aus der Landwirtschaft, ostpreußische Begriffe, deren Bedeutung ich wusste, ohne aber, woher dieses Wissen kommt. Ich habe das Gefühl, dort auch gelebt zu haben, dabei gewesen zu sein. Obwohl meine Eltern auch darüber, wie über alles, was mit „früher“ zusammenhing, nichts erzählt haben.

Es gab ab irgendwann das „Zuhause“ in Frankfurt, wo irgendwann die berufliche Laufbahn meines Vaters bei der Deutsche Bundesbank endete. Deshalb, und weil meine Mutter sich weigerte, noch einmal umzuziehen, blieben sie dort.

¹⁸ Bereits zur deutschen Zeit ab dem frühen 19. Jahrhundert bis 1945 war Rauschen ein bekanntes Seebad und Naherholungsgebiet für die Bewohner der Stadt Königsberg (Preußen).

¹⁹ Im Ostpreußischen gibt es kein „g“, nur das „j“, was die Sprache für mich so gemütlich macht.

In seinem Nachlass fand ich den Beweis, dass er eine Woche nach unserem Einzug in Frankfurt ein Versetzungsgesuch nach Kiel geschrieben hat. Auf diesem hatte er vermerkt: „nicht abgeschickt. Horst Seeck“. Er war gründlich, und meine Mutter konnte sehr sicher in ihren Wünschen sein. Sie konnte und wollte nicht mehr. In dieser Wohnung wollte sie bleiben. Später bestand sie darauf, dass sie auch in dieser Wohnung sterben will. Das tat sie dann auch viele Jahre später, aber viel zu früh.

Sie hatten beide nichts, als sie sich in Hessen trafen, außer ihrer gemeinsamen Herkunft und somit ihren Erinnerungen an Ostpreußen und Königsberg. Das war die Basis ihrer Ehe. Und sie hatten den festen Willen, das Vergangene ruhen zu lassen und zielstrebig ein materiell sicheres Leben aufzubauen.

Auf dem Grabstein meiner Eltern steht „geb. in Königsberg“. Das war meinem Vater das Wichtigste. Den Geburtsnamen meiner Mutter haben wir vergessen hinzuzufügen. Auch dem Steinmetz fiel es nicht auf. Als mein Vater starb, tauchte die Frage, ob wir das nachholen sollten, kurz auf. Wir haben es gelassen. Der Geburtsname war anscheinend nicht wichtig. Nur der Geburtsort.

10. Die Suche

Während und nach dem Krieg wurde gesucht. Hunderttausend Familien waren auseinandergerissen. Frauen vermissten ihre Männer, Kinder ihre Eltern, Geschwister suchen sich und Frauen ihre Kinder. Das Chaos ist unüberschaubar. Überall hängen Zettel mit „Gesucht wird“ oder „Es lebt ...“. Im Oktober 1945 gründete das Deutsche Rote Kreuz einen Suchdienst; ehrenamtliche Helfer befragen Heimkehrer, drucken Anzeigen, sammeln Daten. Bei dem „Aufruf zur Registrierung der Kriegsgefangenen und Vermissten“ der Bundesregierung im Februar 1950 werden innerhalb weniger Tage 69.000 Kriegsgefangene, über 1,1 Mill. Wehrmachtsverschollene und fast 200.000 Zivilverschollene gemeldet. Ab April existiert eine zentrale Namenskartei und im Dezember 1950 geht eine Vermisstenliste in 38 Bänden in Druck. Die Vermisstenbildliste, die im Dezember 1957 in Druck geht, enthält in knapp 200 Einzelbänden rund 900.000 Lichtbilder. Auf einen Aufruf im Radio melden sich manchmal 15 Mütter oder Väter, hoffnungsvoll, dass es sich um ihr Kind handelt. Der Kindersuchdienst des DRK ist jedoch sehr erfolgreich. Fast alle registrierten Kinderschicksale können aufgeklärt werden. Durch den Fall der Mauer und das Öffnen von osteuropäischen Archiven konnten noch einmal viele Suchmeldungen aufgeklärt werden. „Heute erreichen jährlich immer noch bis zu 4.000 neue Anträge den Suchdienst des DRK. Neben Kriegswaisen sind es nun oft die Enkelkinder, die ihre Familiengeschichte erforschen.“²⁰

Über Gräbern auf dem Friedhof in Kopenhagen habe ich die vielen Kreuze: „unbekanntes Flüchtlingskind“ gesehen. Meiner traurigen Phantasie über diese schlichte Aussage sind keine Grenzen gesetzt.

²⁰ Imke Andersen, NDR Online

Mein Vater ließ meine Mutter suchen. Für uns Kinder eine romantische Vorstellung. Aber er hat nicht nur meine Mutter gesucht. Er hat über das Rote Kreuz seine Eltern und seinen Bruder Ernst und über seinen ehemaligen Arbeitgeber „Bank der ostpreußischen Landschaft“ alle gesucht, die er von dort namentlich kannte. „Leider muss ich Sie sehr enttäuschen. Weder Herr Bendig noch Herr Mertinat haben sich bisher hier gemeldet“, schreibt am 28.04.1948 „Der Treuhänder des Vermögens aller in der britische Zone ausgewichenen Landschaftlichen Banken“ und „Horst Bergatt ist vermisst, aber vor wenigen Wochen ist seine Schwester Traute aus Königsberg gekommen und ... „ – es folgt eine ausführlichere Beschreibung dessen, was Traute Bergatt jetzt vor hat und welche Möglichkeiten es gibt, sie zu kontaktieren.

Es wird getröstet, dass „Schweigen durchaus nicht gleichbedeutend mit Tod oder Vermisstsein“ sei. „... gerade viele von den Jüngeren legen keinen besonderen Wert auf Verbindung mit dem alten Institut“.

Aber: „Fräulein Irmgard Paeslack (meine Mutter) soll in (15) Kahla Thür., Bahnhofstr. 1 sein“, wird im Nebensatz erwähnt.

Die „Flygtlingeadministration Kartoteket in Kobenhavn teilte meinem Vater auf seine Anfrage am 15.10.1946 auch mit, dass „Seeck, Ursula (seine Schwägerin) und ein Pfarrer Schliewe aus Königsberg (Vater seiner Schwägerin) „in unserer Kartei nicht verkartet (sind) und duerften sich demnach nicht in Daenemark aufhalten.“²¹

Und er sucht seine Kriegskameraden: Am 29.08.1949 teile das Bayerische Rote Kreuz ihm mit, dass „über den Gesuchten Helmut Kadler keinerlei Meldungen vorliegen“, aber dass seine Schwester gefunden wurde, und mein Vater vermerkt: „31/3/50 geschrieben“.

Am 21.05.1948 bekam mein Vater von der Stadt Wildungen die „Zuzugsge-
nehmigung“ „zu seinen Angehörigen Seeck“. „Grund: Einweisung durch Gießen liegt vor.“ So war er in der Nähe seines Bruders Erwin, der jedoch erst 2 Jahre später als Spätheimkehrer aus russischer Gefangenschaft zurückkehrte. Am 16.10.1948 folgte die „Einweisungsanordnung“ der Stadt Bad Wildungen bei Ella Briele, Am Schlossberg 5.

Meine Mutter reiste aus Hannover aus dem Caritas Heim an. Sie hatte eine Besuchserlaubnis vom 14.10.-14.11.1949 erhalten. Das ist das einzige schriftliche Dokument darüber, dass sie sich nicht nur gefunden, sondern auch besucht haben.

²¹ Flygtlingeadministrationen Kartoteket, Kobenhavn

11. Meine Eltern finden zueinander

Zum Zeitpunkt der Mitteilung vom 28.04.1948, dass sich meine Mutter, Fräulein Irmgard Paeslack in (15) Kahla Thür. befinden soll, war meine Mutter für meinen Vater wohl „nur“ eine mehr oder weniger gute Bekannte, die scheinbar in seiner Nähe in Königsberg gewohnt hat und die er wohl auch bei der Bank kennengelernt hat, obwohl er schon nicht mehr dort angestellt war, als sie ihre Lehre begann.

Sie findet in seinem Bericht über seinen letzten Heimaturlaub vom 23.08.-01.09.1944 (Bombennacht in Königsberg) wie folgt Erwähnung: „Wir bekommen noch einen Besuch. Irmgard kommt mit ihrem Vater und ihrer Schwester. Sie wissen nicht, wo sie bleiben sollen. Ihre Wohnung ist durch Luftdruck stark durcheinander geraten. Sie bitten um ein Glas Wasser. Jetzt eine große Kostbarkeit. Ich habe den Eindruck, sie hofften bei uns Quartier zu finden, aber wir haben ja keinen Platz. Später erzählt mir Irmgard, sie hätten in Kalthof draußen in einem Straßenbahnwagen geschlafen.“²²

Geflirtet hat er aber an diesem Tag mit „einem Fräulein“, das im Kino neben ihm saß. Er brachte sie sogar nach dem Kino nach Hause, mehr wurde aber nicht daraus. Er war schüchtern und Frauen blieb er sein ganzes Leben lang gegenüber skeptisch.

Am 30. April 1948 notiert mein Vater in sein kleines Notizbuch von 1948: „Brief von Frau Reiner, Adresse von Irmgard“. Den ersten Brief der Kontaktaufnahme und die Antwort meiner Mutter gibt es nicht mehr. Aber ab diesem Zeitpunkt gab es brieflichen Kontakt.

Mein Vater ist in Bad Wildungen sehr aktiv. Er führt Buch über alles, was er unternimmt. Es ist ein sehr aktives Leben. Er hat so viel nachzuholen. Er besucht Buchführungskurse, macht Steuerrechtkurse an der VHS und besucht eine Tanzschule. Er ist jeden Abend unterwegs, hält sich oft bei seiner Schwägerin auf, kümmert sich um seinen Neffen und seine Nichten, geht ins Kino und zum Tanzen.

Am 3. Juli 1949, der 700-Jahr-Feier von Bad Wildungen z.B. „21.30 Ulla u. Frl. Herta getroffen. Getanzt im Festzelt“. 21. Juni: „Helga zur Arbeit abgeholt“, am selben Tag „Post von Irmgard“. Mit Helga gibt es viele Treffen bis zur letzten Eintragung am 11. August „Helga getroffen. Unterhalten“. Das ist wohl das Ende. Dazwischen gibt es die Damen Larisch und Kramm und Herta wird auch eingeladen. Das Foto vom Sommer 1949 zeigt Ilse, die es auch mit „Deine Ilse“ signiert hat. Die gab es also auch noch.

Meine Mutter schreibt Karten und Briefe, er antwortet. Am 13. Oktober notiert er „Irmgard ist da! Zimmer in Ranzenstr. bei Frau Höhne besorgt“. Zwei Tage später leihen sie sich von „Jung und Schleiermacher“ zwei Räder. „Mit Irmgard zum Edersee zur Talsperre, am See entlang, kurz vor Waldeck Räder

²² Branch Camp Kearney, 1. Juli 1945, nachträgliche Schilderung meines Vaters seines Genesungsurlaubs vom 23.08.-01.09.1944

geschoben zur Straße hinauf. Vor Bahnhof Waldeck Irmgard verunglückt. Per Bahn zurück.“ Sie hat sich den Arm verrenkt, aber zwei Tage später notiert er, dass er mit ihr „in Pantoffeln“ getanz hat. Das zu lesen ist schön für mich. Es klingt nach einem verliebten Paar.

Und die letzte Eintragung am 22. November 1949 lautet: „12.00 Standesamtl. Trauung, 15.00 Kirchl. Trauung.“ Noch zwei Tage vorher, am Sonntag, dem 20. November wurde wohl alles noch einmal in Frage gestellt. Sie waren bei den Eltern der Schwägerin (der Vater ist als Pfarrer tätig) und er schreibt: „Abends: mit Irmgard bei Schliewes. Versöhnung!“ Dieser Pfarrer Schliewers traut sie am 22.11.1949.

12. Angekommen und der schwere Anfang

Die zwischen 1930 und 1945 Geborenen nennt man Kriegskinder. Meine Eltern sind 1920 und 1926 geboren. Sie waren Jugendliche, meine Mutter war 13, mein Vater 19 Jahre, als der Krieg ausbrach. Endlich hat man angefangen zu sehen, was Kriegserlebnisse bei Kindern auslösen kann. Darüber, was der Krieg bei diesen Jugendlichen ausgelöst hat, denen die wichtigen Jahre des Erwachsenwerdens genommen wurde, gibt es noch keine Bücher. Und natürlich auch nicht darüber, was diese Kriegstrauer bei den Kindern dieser Jugendlichen ausgelöst hat.

Der Krieg verändert alles. Nichts ist danach mehr, wie es vorher war.

Bei meinen Eltern kam hinzu, dass der Krieg ihnen die Wurzeln der Heimat nahm. Besonders für meine Mutter, die bereits massive Veränderungen ihres Lebens als Kind erfahren musste, war ihre Heimat das Einzige, was bis dahin stabil geblieben ist. Beide litten nicht nur unter dem Verlust von Freunden, Bekannten, Nachbarn und Besitz, sondern ihnen wurde von einem zum anderen Tag der vertraute Lebensraum genommen. Das, was einmal Heimat war, war für immer verloren. Die Wohnung, die Stadt, die ganze Umgebung, die ganze Landschaft.

Zwei verstörte Menschen, meine Mutter und mein Vater hatten sich gesucht und gefunden, geheiratet und wollten gemeinsam eine Zukunft wagen.

12.1. Freunde und Bekannte

Die Schwägerin (für mich Tante Ursel), die 3 Kinder hatte und deren Mann (der Bruder meines Vaters) in russischer Gefangenschaft war, waren zunächst der einzige Bezugspunkt. Tante Ursel verweigert meiner Mutter bald den Zutritt zu ihrer Wohnung, da sie Ansteckung durch die TB meiner Mutter fürchtet. Dies ist der wichtigste Kontakt, den sie in Bad Wildungen hatten. Mein Vater ging in dieser Wohnung, bevor meine Mutter kam, ein und aus, kümmerte sich um die Kinder, machte mit ihnen Spaziergänge und Hausaufgaben.

Die wohl damals entstandene Feindschaft zwischen den Schwägerinnen bleibt bestehen. Auch die späteren Besuche der beiden Brüder, natürlich immer im Schlepptau mit ihren Frauen, sind und bleiben –auch für uns Kinder deutlich spürbar- sehr spannungsgeladen. Bezeichnenderweise ist mein Vater nach

dem Tod meiner Mutter regelmäßig ca. alle 2-3 Wochen und nach dem Tod von Tante Ursel jeden Sonntag 250 km (eine Strecke) gefahren, um seinen Bruder zu besuchen. Diesen Rhythmus behielt er bei jedem Wetter bei, bis Onkel Erwin im Alter von 93 Jahren starb.

12.2. Wohnung

Meine Eltern suchten nach ihrer Heirat am 22.11.1949 eine Bleibe.

Am 06.03.1950 erhielten sie den Bescheid, dass ihnen „ein Zimmer im Erdgeschoss nach Nordwesten und ein Zimmer im Kellergeschoss nach Süden gelegen“ als Untermieter in der Kirchrödersiedlung zugewiesen wurde. Dagegen legten sie Beschwerde ein. Am 9. Mai 1950 nach vielen vergeblichen Hoffnungen, werden sie um 10.00 Uhr „bei Huber, Eckernförderstraße 4“ mit der Polizei zwangsweise eingewiesen. „Es geht friedlich ab“, notiert mein Vater. Frau Huber wurde meine Patentante und schickte mir - so lange es ihr gesundheitlich möglich war - wundervolle Dinge zum Geburtstag.

12.3. Arbeitssuche

Mein Vater hatte eine Banklehre absolviert. Er mochte diesen Beruf, er war ein Zahlenmensch. Er suchte verzweifelt nach Arbeit. Er musste arbeiten, um Geld zu verdienen, aber auch, um seiner Ehefrau etwas bieten zu können. Die Aufgabe der Männer seiner Generation war es, die Familie zu ernähren. In Fritzlar ist er beim „Civilian Personnel Office der US Army“ drei Monate als Lohnbuchhalter tätig. Als Buchhalter findet er für sechs Monate im Bad Wildunger Taxendienst eine Anstellung, bis der Betrieb aufgelöst wurde. Immer wieder taucht in seinen kleinen „Tagebücher“ auf: „nachts durchgearbeitet – ½ 5 Uhr“, wenn er einen Auftrag zur Führung der Buchhaltung oder einer Bilanz bekam.

Am 26.05.1950 erhält er endlich die ersehnte Nachricht, dass er ab dem 2. Mai in Wiesbaden bei der Landeszentralbank anfangen kann. Er bleibt bei der Bank (später Bundesbank), arbeitet sich vom Kassierer mit viel Disziplin, Lehrgängen und Prüfungen bis zum Bankdirektor hoch und verlässt sie mit 62 Jahren nach 32 Jahren.

Auch meine Mutter war nicht untätig. Onkel Hans schickt weiterhin Tipps, wo sie sich bewerben könnte, lässt seine Beziehungen spielen. Sie bekommt eine Stelle als Stenotypistin, muss diese aber krankheitsbedingt nach wenigen Tagen wieder aufgeben.

12.4. Datensuche / Beweise für das Leben „davor“

Der Eingang des Antrags auf Feststellung von Vertriebenenschäden vom 13.02.1953 wurde am 29.05.1953 bestätigt. Die Bürokratie war aufwendig und kam sehr langsam in Gang. Unzählige Anträge, Bescheinigungen²³ und Weiterleitungen wegen Unzuständigkeit²⁴ verlangen viel Geduld und eine unglaubliche Zähigkeit. Vieles wird mit eidesstattlichen Versicherungen glaubhaft gemacht²⁵, und ich finde es immer wieder erstaunlich, wie viel fehlende Unterlagen in mühsamer Kleinarbeit zu den Akten gelangten²⁶ und wie viel Freundlichkeit trotz aller Bürokratie zu finden war.²⁷ (Ich füge hier zur Verdeutlichung eine Menge Fußnoten bei.)

Um ein Zeugnis und für die Rentenversicherung um einen Beweis, dass meine Mutter bei der „Bank der ostpreussische Landschaft“ tatsächlich gearbeitet hat, kümmert sich dann die „Heimatauskunftstelle Nr. 23 für den Stadtkreis Königsberg (Pr.) beim Landesausgleichsamt Schleswig-Holstein“, die in Lübeck ansässig ist. Die Schreiben sind zum Teil wie Aufsätze verfasst und entsprechen so gar nicht den heute üblichen Vordrucken, die ohne Unterschrift ihre Gültigkeit haben (siehe in Fußnoten zitierte Schreiben).

12.5. Meine Eltern werden Eltern

Im Mai 1950 hat meine Mutter eine Fehlgeburt. Dieses Wissen tauchte bei mir plötzlich bei einer Familienaufstellung auf und wurde später auf Nachfrage (das war ca. 2 Jahre vor dem Tod meiner Mutter) von ihr bestätigt.

²³ („Für den Ersatz wird bescheinigt, dass für den Versicherten Horst Seeck (...) die letzte hier vorliegende Versicherungskarte die Nr. 1 trägt und den letzten Versicherungsbeitrag Oktober 1939 mit 8 RM als letzten Eintrag enthält. Berlin Wilmersdorf 1, den 17.09.1948“ Unterzeichnet Auf Anordnung der von der Britischen Militärregierung eingesetzte Costodian für das Vermögen der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte)

²⁴ („Kassel, den 6. Oktober 1948. Das Schreiben vom 1. Oktober 1948 betreffend Beitragssache ist heute zuständiger halber zur weiteren Erledigung an die Landesversicherungsanstalt Hessen Beitragsabteilung in Frankfurt am Main, Gartenstraße 140 abgegeben worden. Die Rentenabteilung der Bundesversicherungsanstalt Hessen)

²⁵ („16. November 1948 ... Betrifft Erneuerung ihrer in Verlust geratenen Versicherungskarte Nr. 2. Bezug Ihr Schreiben vom 01.10.1948 an unsere Dienststelle in Kassel. Wir werden ihre in Verlust geratene Versicherungskarte erneuern und die nachgewiesenen Beiträge übertragen. Die uns übersandte Bescheinigung ist jedoch für eine Übertragung nicht ausreichend. Wir bitten Sie daher eine entsprechende eidesstattliche Versicherung auf beiliegendem Formular abzugeben und dieselbe nach amtlicher Beglaubigung ihrer Unterschrift hier einzusenden. Gleichzeitig teilen wir Ihnen mit, dass die Kriegsdienstzeit einschließlich Ihrer Zeit der Gefangenschaft als Ersatzzeit im Sinne des § 1267 der Reichsversicherungsordnung angesehen und im Leistungsfalle Renten steigernd angerechnet wird. Beauftragt Eitel

²⁶ 15. Januar 1949. der Vorstand der Landesversicherungsanstalt Hessen in Frankfurt Gartenstraße: Betrifft Erneuerung Versicherungsunterlagen, Ihr Schreiben vom 25.11.1948. Wir haben der Versicherungskarte Nr. 2 und der Übertragung von 11 Beiträgen nach Gh. Klasse C à RM 8 für die Zeit vom 01.11.1938 bis 30.09.1940 erneuert. Aufrechsungsbescheinigung Nr. 2, eine neue Gebrauchsversicherungskarte Nr. 3 sowie ein Merkblatt liegen bei.

²⁷ Wir empfehlen Ihnen, sich die Kriegszeit einschließlich der Dauer der Kriegsgefangenschaft von der dortigen Bürgermeisterei unter Vorlage der entsprechenden Papiere in die Gebrauchsversicherungskarte eintragen zu lassen. Der Präsident im Auftrag gez. Flechsenhar, Oberverwaltungsrat.

Zu Beginn ihrer neuen Schwangerschaft (ich habe mich auf den Weg in diese Welt gemacht) kommt sie ins Krankenhaus und von dort direkt nach Schönberg/Krs. Calw, in das Haus Sonnenblick, damit sie das Kind nicht wieder verliert und sich von den Folgen der Fehlgeburt erholt. Sie leidet unter Venenschwäche, ihr Blinddarm macht ihr Probleme, und sie hat ein schlechtes Allgemeinbefinden. Es besteht lange die Gefahr, dass sie auch dieses Kind verliert. Nach meiner Geburt bekommt sie eine Brustentzündung, gefolgt von einer Nierenbeckenentzündung.

Es folgt ein völliger Zusammenbruch. „Die Russen kommen, die Russen kommen“. Sie ist in ihrer Phantasie auf der Flucht und ist nicht mehr zu beruhigen. Diagnose: Wochenbettpsychose. Diese lässt sie von meiner Seite verschwinden. Erst drei Monate später ist sie so wieder hergestellt, dass sie mich nach Hause holen können. Sie wurde mit dem ersten psychiatrischen Schockverfahren behandelt, der „Insulin-Koma-Behandlung“. Bei dieser Behandlungsmethode wurden die psychiatrischen Patienten ins Koma versetzt und anschließend mit Zucker wieder „aufgeweckt“. Ein aufwendiges und für die Patienten qualvolles Verfahren, das 1937, trotz hohen Risikos, an allen deutschen Universitätskliniken eingesetzt wurde.²⁸

Als meine Mutter starb, habe ich mich in einem langen schmerzhaften Prozess mit unserer Beziehung auseinandergesetzt. Ich habe ihr immer wieder geschrieben und auf innere Antworten gehofft. Nach einer Familienaufstellung, als die Stellvertreterin meiner Mutter mich nach einer innigen Umarmung losließ und nicht nur den Kreis, sondern auch den Raum verlassen musste, weil sie es nicht mehr aushielt, kam es zu diesem Brief, den ich an dieser Stelle einfüge.

„Es ist, als ob Du mir nach meiner für Dich und für mich gefährlichen Geburt zugeflüstert hättest: ‚Du kleines geliebtes Wesen. Es ist so schwer. Es war so schwer, Dich auf diese Welt zu kriegen. Ich kenne diese Welt doch selber noch gar nicht. Ich weiß gar nicht, wie das alles hier gekommen ist. Warum liegst Du jetzt neben mir. Ich bin noch auf der Flucht, ich habe noch gar nicht angefangen zu leben. Ich muss noch weiter laufen. Mein kleines Wesen, Du bist meine Erstgeborene, meine Engelsgleiche. Du bist ein Wunder und Du musst Wunder vollbringen. Ich kann Dir jetzt meine Liebe schenken, aber ich werde Dir diese Liebe nicht oft versichern können. Du musst sie von allein spüren können, wie sie ganz tief unten in Dir wirkt. Mehr kann ich Dir nicht geben. Aber ich gebe Dir auch noch meine Zähigkeit, Dich vom Leben nicht unterkriegen zu lassen, die Fähigkeit zu kämpfen. Meine Kleine, Du darfst niemals aufgeben, egal, was passiert. Du wirst es mit mir nicht leicht haben, denn ich bin schon jetzt vom Leben erschöpft. Wir haben jetzt diesen innigen Moment. Dann will ich fliehen. Ich will fliehen. Ich muss fliehen. Die Russen kommen!“

²⁸ Therese Walther: Die „Insulin-Koma-Behandlung“ – Erfindung und Einführung des ersten modernen psychiatrischen Schockverfahrens

Meine Schwester wurde gut zwei Jahre später geboren. Meine Mutter nimmt während der Schwangerschaft Strophantin²⁹ und besteht auf einer Hausgeburt, da sie nach meiner Geburt keinem Krankenhaus mehr traut. Bei der Geburt stirbt sie fast. Das ist der 1. Juli 1953. Ich war in der Nähe, ich vermute, in dem Zimmer nebenan. Dies fand ich irgendwann als Erklärung, warum ich bis heute die Geräusche einer Geburt kaum aushalten kann.

Ab 1956 leider sie unter ständigen Blutungen, die auch nach Entfernung von Zysten nicht aufhören. Während der Kur in Bad Mergentheim schreibt sie meinem Vater ungewöhnlich fröhliche Briefe. Es geht ihr gut dort. Sie ist in Gesellschaft, ist unternehmungslustig. Nie fragt sie nach ihren zwei Kindern. Endlich ist sie eine Frau, wird als solche gesehen.

13. Eine Familie

Der Krieg war vorbei, meine Eltern hatten zwei Zimmer zur Untermiete, und mein Vater hatte eine feste Anstellung, als ich am 27. Mai 1951 und meine Schwester am 1. Juli 1953 auf die Welt gekommen sind. Meine Eltern waren nur mit den nötigsten Dingen eingerichtet, aber sie waren bereit, Normalität zu leben.

13.1. Das Schweigen

Als mein Vater am 12. Februar 2007 starb, trafen wir (meine Schwester, ihre Tochter, mein Sohn und ich) uns mit Pfarrer Kästner, der weder meinen Vater noch uns kannte und bereit war, bei der Trauerfeier eine Rede zu halten. Ihm sollten wir nun über das Leben unseres Vaters / Großvaters erzählen. Wir kamen schnell ins Stocken. Wir konnten die Fragmente, die uns unsere Eltern erzählt haben, noch nicht einmal in eine zeitlich logische Reihenfolge bringen. Anlässlich der Beerdigungsvorbereitungen meiner Mutter hat mein Vater einem Pfarrer das erzählt, was er wichtig fand. Wir haben ihn erzählen lassen, seine Sicht der Dinge nicht hinterfragt, sondern respektiert.

Über das, was früher war, wurde bei uns nicht gesprochen. Meine Eltern schienen zu glauben, dass alles Schlimme was war, dann für immer verschwindet, wenn sie nicht mehr daran denken, und dass sie keinen Schmerz mehr spüren müssen, wenn sie nicht darüber reden. Ihr Leben fing scheinbar zum Zeitpunkt ihrer Heirat an.

Und wir haben uns nicht getraut zu fragen. Irgendetwas hielt uns davon ab. Ein Beispiel: Mein Vater hatte diese Verletzung im Schulterbereich (siehe Kapitel „Mein Vater“). Ich wusste, dass die vom Krieg war. Als noch die Aussage dazu kam, er sei mit einem Flugzeug abgeschossen worden, waren meiner kindlichen Phantasie keine Grenzen gesetzt. Niemals hätte ich meine Eltern gefragt, wie es wirklich war.

²⁹ Strophantin wurde in den 20er Jahren von Prof. Domagk in Berlin entwickelt und zur Behandlung der Herzinsuffizienz eingesetzt. Seit dieser Zeit galt es bis in die 70er Jahre als Standardmedikation des insuffizienten Herzens. Quelle: Dr. med. Jürgen von Rosen Schlosspark Klinik Gersfeld,

Sicherlich hat sich meine Schwester auch mit der Frage beschäftigt, woher diese Wunde kam. Aber wir beide, oft Verbündete gegen diese Eltern, haben uns darüber nicht ausgetauscht (übrigens bis heute nicht, und wir sehen uns fast täglich). Wir hüteten perfekt „Familiengeheimnisse“, die wir noch nicht einmal kannten.

Aber das, was früher war, war nicht dadurch verschwunden, indem es verschwiegen wurde. Das Vergangene blieb. Unausgesprochen, still und dunkel.

„Die es erlebt hatten, mussten nicht mehr darüber reden. Die wussten, was geschehen war. Die es nicht erlebt hatten, glaubten einem nicht.“ „Sprechen über das, was nicht gesagt werden kann. Sprechen über das Grauen jenseits der Sprache, weil die Sprache keine Worte hat für das quälende Entsetzen der Opfer. Wozu sprechen? Worüber sprechen?“³⁰

Peter Härtling prägte den Ausdruck von der „gnadenlosen Diskretion.“ „In jedem Fall wurde geschwiegen. (In damaligen Zeiten war es allerdings auch nicht so wie heute üblich, über seine persönlichen Handlungen und Emotionen zu reflektieren.) Das persönliche Leid wurde beschwiegen, für die Trauer über gefallene, vermisste oder ums Leben gekommene Familienangehörige und Freunde gab es zu wenig und anfangs gar keinen Raum. Wo konnte der Verlust von Heimat, Hab und Gut beklagt werden, wenn doch alle so viel verloren hatten oder die Flüchtlinge als Fremde irgendwo im Westen landeten, fremd mit ihrer Mundart und oft auch in ihrer Glaubenszugehörigkeit! Mussten sie nicht zufrieden und stille sein, wenn sie in einem unversehrten Haus doch immerhin ein Zimmer für die ganze Familie überlassen bekamen? Niemand sprach über zerstörte Lebensplanung, Lebensentwürfe und Zukunftsvisionen. Wie hätte man das auch tun können angesichts der großen Zerstörungen, des mannigfachen Leids überall. So galt es zuzupacken, die verheerenden Spuren, die der Krieg hinterlassen hatte, aufzuräumen und sich mit voller Kraft dem Wiederaufbau zuzuwenden.“

13.2. Die Gefühle

Weder über die Vergangenheit noch über Gefühle wurde bei uns gesprochen. In meiner Familie lebten wir räumlich lange sehr eng miteinander, aber doch jeder für sich. Meine Eltern sprachen zwar und stritten viel miteinander, aber sie lebten für sich.

Was Cordula Gestrich als Phänomen beschreibt, das auf fast jedes Kriegskind zutrifft, traf auch auf meine Eltern zu. „Es ist die Unfähigkeit (zumindest die Mühe), in Kontakt mit Gefühlen und Affekten zu kommen. Die Erlebnisse und die überwältigenden Gefühle wurden abgekapselt. Bei der schon Anfang der 50er Jahre erreichten Normalität handelte es sich eher um eine Pseudonormalität.“

Wer gesehen und gelernt hatte: „Tränen werden runtergeschluckt, niemand hat Zeit zum Trösten und deshalb wird auch niemand getröstet, die nächste Katastrophe bahnt sich schon an, also... halte dich zurück, mach die Augen auf

³⁰ Dieter Forte „Schweigen oder sprechen“ .

und tu was, begnüg dich mit dem, was du hast“, der hat verinnerlicht: sei aufmerksam und zurückhaltend, sei leistungsorientiert und lebe spartanisch, das muss für dich ausreichen.“

Und weiter: „Menschen dieser Generation finden selten Zugang zu ihren wahren, tiefen Gefühlen, weder zu Trauer noch Freude. Fast muss von einer freudlosen Generation gesprochen werden. Es gab viel Anstrengung und Bemühen und eine gewisse Freude über Erfolge. Aber wirklich aus der Tiefe sprudelnde Freude – einfach so – am Dasein?“³¹

Am Anfang gab es noch sichtbare Zeichen von Gefühlen der großen Trauer:

1959 kauften sich meine Eltern ein Ölgemälde. Es zeigt einen Pferdeschlitten mit einem nebenher jagenden Hund in einer Schneelandschaft. (siehe **Anlage**) Ich kenne sonst keine Wohnzimmer, in denen gemalte Schneelandschaften hängen. Meine Mutter ist geflüchtet, als Schnee lag. Dieses Bild hing immer über der Couch im Wohnzimmer.

Eine meiner Kindheitserinnerungen von meiner Mutter ist, dass sie rauchend auf der Couch unter diesem Bild sitzt und weinend Verdis Sklavenchor aus „Nabucco“ hört: „Teure Heimat, wann seh' ich dich wieder“. „Treue Heimat“, habe ich immer verstanden, aber so falsch war es nicht. Sie blieben immer in dieser Heimat.

Noch heute, wenn ich diese Arie höre, fließen mir die Tränen, egal, wo ich gerade bin und tue. Ich habe mir diese Arie erst 2006 auf CD gekauft, um sie wissentlich mehrmals hintereinander zu hören und bewusst darüber zu weinen. Lange Zeit war diese Musik wie ein Bestandteil meines Lebens als Melodie, ohne dass ich mir darüber Gedanken gemacht oder auf den Text geachtet habe. Diese Musik war ein Gefühl, das ich in mir trug. Besser kann ich es nicht ausdrücken. Das Bild wurde 1959 gekauft, da war ich bereits 8 Jahre alt. So gehört wohl nur in meiner Erinnerung meine Mutter unter dem Bild sitzend und diese Musik fest zusammen.

„Viele der Älteren haben jahrelang nicht über die Vergangenheit nachgedacht oder nachdenken wollen. ‚Die stille Generation‘, nennt Heuft sie. Sie haben nie über ihre Erlebnisse gesprochen und wenn, dann nur über Fakten: Flucht von A nach B oder so und so viele Nächte im Bombenkeller. Aber über die Ängste und Sorgen, über Tod, Gewalt, Trauer, Verlust - darüber wurde in dieser Generation so gut wie nie geredet.“

"Nach dem Krieg wurde nicht viel über diese Zeit gesprochen, von Traumatisierung war nicht die Rede", sagt Radebold. "Getrauert haben wir nie. Die Frauen fragten ihre Männer, die zurückkehrten, nicht, was sie getan oder erlebt hatten - und umgekehrt. Wir Kinder wurden dazu erzogen, zäh zu sein, die Zähne zusammenzubeißen und keine Gefühle zu zeigen. Wir funktionierten wie kleine Erwachsene."³²

³¹ Cordula Gestrich Rede anlässlich des Befreiungsfestes am 8. Mai 2005, dem 60. Jahrestag der Befreiung vom NS-Regime in Ulm

³² Stern Artikel, veröffentlicht in „Kriegskinder.de“

Alle Empfindungen, alle Schmerzen, alles Leid, was wir als Kinder und Jugendliche erlebten, reichte nicht an das, was meine Eltern erlebt haben. „Hab Dich nicht so“, „nimm Dich nicht so wichtig“. Erschütterungen mussten unterdrückt werden, durften nicht mehr sein. Jetzt ist das Leben in Ruhe geraten, und das soll so bleiben, egal, was es kostet. Nicht laut werden, nicht beschweren. Das, was jetzt ist, ist gut, muss ausreichen. Es gibt immer Schlimmeres.

Der Satz meiner Mutter: „anderen geht es noch viel schlechter“ sollte trösten, sagte mir aber nur, dass ich unwichtig bin und mich zu wichtig nehme.

„Sei leise“ (man könnte dich hören), war auch ein oft gehörter Satz, ohne den in Klammern gesetzten, aber als von mir gesprochen empfundenen Nachsatz. Leise zu sein war für meine Mutter eine Lebensdevise. Sie war extrem geräuschempfindlich und selbst stets leise. Auch ich kann Lärm sehr schlecht ertragen. Gleichzeitig bin ich völlig fasziniert von Menschen, die ihren Gefühlen laut Ausdruck verleihen. Ich trete leise auf und atme sogar leise. Neben der Geräuschempfindlichkeit beruhte das Bemühen meiner Mutter, stets leise zu sein, sicher auf dem tiefsitzenden Wunsch, nicht unangenehm aufzufallen, einfach nicht entdeckt zu werden.

Ein weiteres Gefühl, das vielleicht in einem engen Zusammenhang mit der Aufforderung, keine lauten Geräusche zu verursachen, zusammenhängt, ist die Wut, der Zorn. Meine Schwester wagte Ausbrüche in dieser Art. Schon deshalb war es mir nicht möglich, es ihr gleich zu tun. Leise zu sein, war eine Chance, Wohlwollen von meiner Mutter zu erhalten. Ich distanzierte mich gegen diese ohne Selbstbeherrschung wütende Schwester.

Mein Vater wirkte zunächst gutmütig. Dieser Eindruck konnte sich jedoch wenige Zeit später als Trugschluss erweisen. Seine plötzlichen Wutanfälle überraschten ihn oft wohl selbst wegen ihrer Heftigkeit. Aber der schlimmste Moment für mich war immer der, wenn er, erschrocken über seinen Ausbruch, sich schnell mit mir versöhnen wollte. Seine dann unbeholfenen Annäherungsversuche ließen dann meinen bis dahin berechtigten Zorn auf ihn nicht mehr zu. Ich machte mich schuldig, wenn ich unversöhnlich blieb. Seine Hilflosigkeit war so sichtbar, dass ich Mitleid haben musste, auch als Kind.

Disziplin war bei uns wichtig. Meine Eltern funktionierten perfekt. Mein Vater stand jeden Morgen auf und ging pünktlich zur Arbeit. Er hasste das Aufstehen, er hasste den Morgen. Sobald er in Pension ging, genoss er das Schlafen. Als meine Mutter nicht mehr lebte, schlief er oft bis zum Mittagessen. Sie wiederum genoss nach seiner Pensionierung die Morgenstunden ohne ihn, war froh, dass diese jahrelangen Strapazen, morgens alles zu tun oder zu lassen, um seine Gereiztheiten oder sogar Wutanfälle zu vermeiden, vorbei waren.

Er gab sich keiner Schwäche hin, was die Zuverlässigkeit seines Beamtentums betraf. Er lernte redlich, arbeitete sich vom Kassierer zum Bankdirektor bei der Bundesbank hoch, ohne sich in Bezug auf seine Arbeitsweise, seinen Umgang mit Menschen, seine Arbeitsmoral zu verändern. Und genau so still hörte er auch mit alle dem an seinem 62. Geburtstag einfach wieder auf.

Die Einladung, mit dem Bundestagspräsidenten, gemeinsam mit dessen uns seiner Gemahlin ein Abendessen zum Abschied einzunehmen, lehnte er am gleichen Tag ab. Das war nichts für ihn und nichts für meine Mutter.

13.3. Vergnügen

Was wir versäumt haben, sagte meine Mutter ein paar Mal, ist, dass wir nie ins Kino, ins Theater gegangen sind.

Erst jetzt, als ich die Notizbücher meines Vaters gelesen habe, wurde mir klar, dass diese Aussage nur für die Zeit ihrer Ehe und für sie stimmte. Mein Vater war früher ständig im Kino, er muss alle Filme gesehen haben, die es zu sehen gab.

Nachdem sie sich gefunden und sich ein Zuhause eingerichtet hatten, gingen sie nur noch selten vor die Tür. Sie trafen dieselben Leute regelmäßig zu Geburtstagen und am Silvesterabend. Es waren Kollegen und ihre Ehefrauen. Diese Freundschaften bleiben stabil bis zum Tod.

Sie interessierten sich nicht für Klatsch und „Yellow Press“. Bei uns gab es die FAZ. Aber wir sprachen auch nicht über Politik, obwohl mein Vater die Zeitung regelmäßig las. Dazu war ich zu sehr von den 68er Jahren geprägt, und wir waren alle nicht konfliktfreudig. Meine Mutter war Radiohörerin bis zu ihrem Tod. Sie hörte „Wissensendungen“ und quälte uns mit den Nacherzählungen ihres neuen Wissens.

Und mein Vater las. Er las und las und las. Als er die letzten Jahre allein verlebte, saß er Stunden auf seinem Balkon und las, so lange es von der Jahreszeit möglich war, mitunter einhüllt in viele Decken. Er las, schlief ein, wachte auf und las weiter. Es hat mich glücklich gemacht zu sehen, welche Freude er am Lesen hatte. Am Ende war es Donna Leon, von der er jeden Band mindestens zweimal las. Das war eine Veränderung. Früher, als meine Eltern noch Mitglied beim Bertelmann Verlag waren, gab es bei uns nur „klassische Literatur“.

Als wir aus dem Haus waren, wurden sie fernsehsüchtig. Nach der Pensionierung meines Vaters guckten sie regelmäßig bis spät in die Nacht Fernsehen.

13.4. Zwei Generationen

Meine Schwester wurde im Juli 1953 geboren, da war ich schon gut zwei Jahre (seit Mai) auf der Welt. Wir sind in das „Wirtschaftswunder“ hineingeboren und waren Jugendliche, als alles mal wieder im Umbruch war. Ich bin ein „Kind der 68er“ mit Leib und Seele. Da war ich 17 Jahre, eine toller Zeitpunkt, um 17 Jahre und Auflehnung pur zu sein. Wir trafen aufeinander: Meine Eltern, die unbeirrbar CDU-Wähler und FAZ-Leser, geprägt vom Krieg und mühsamen Aufbau, die nur noch dem vertrauten, was Sicherheit und Ordnung versprach und ich, die gegen alles war, was mich daran hinderte, genau das Gegenteil zu sein: Mutig und rebellisch.

Ich lebte weiter intensiv, auch in den 80-er Jahren, als ich 30 Jahre wurde, an der Fachhochschule Sozialarbeit studierte, zum ersten Mal von meinem Mann getrennt war und mich der Selbsterfahrung und Gruppendynamik leidenschaftlich widmete.

Aber da hatten meine Eltern schon lange aufgehört, nach „meinem Umgang“ zu fragen. Meine Mutter hatte scheinbar das Interesse daran, was ich tat oder ließ zu dem Zeitpunkt verloren, als ich „Hals über Kopf“ von der Schule abging und alles hinter mir ließ, um nach Berlin zu ziehen. Und ich hatte ab diesem Zeitpunkt beschlossen, niemals ihnen gegenüber zuzugeben, wenn es mir nicht gut gehen sollte.

Meine Mutter sagte einmal, als wir beide schon sehr erwachsene Frauen waren, und das war einer der liebevollsten Momente, die wir gemeinsam hatten: „Du warst immer ein Kind Deiner Zeit“, umarmte mich und lachte.

Der Staat ist gut, den müssen wir achten. Ich bin mit meinem Vater einmal von dem Wohnstift, in dem er die letzten 7 Jahre lebte, mit der U-Bahn „schwarz“ in die Stadt gefahren. Irgendwann wurde ihm klar, dass er keine Fahrkarte besitzt. Ich lächelte und sagte ihm, dass das wirklich kein Problem sei. Für mich, seine stets rebellische Tochter, war es ein unbekümmertes Zeichen von altem Protest. Bis ich endlich seine Panik verstand. Es ging nicht darum, dass er, wenn er erwischt wird, Strafe zahlen muss, sondern er wollte nichts Verbotenes tun. Er wollte nicht auffallen. Für ihn war „Schwarzfahren“ eine Straftat. Ich habe in meinem Leben noch nie in einer U-Bahn solche Angst ausgestanden. Ich betete darum, nicht ihn dafür zu strafen, dass ich so un aufmerksam und unsensibel bin. Es ist gut gegangen und nie wieder passiert.

Mein Vater hatte eine wunderschöne, sehr ungewöhnliche Handschrift für einen Mann. Er schrieb klein und deutlich. Als meine Schrift eine Zeitlang größer war, war er entrüstet. Ich musste sofort wieder lernen klein zu schreiben. Nicht auffallen, man könnte entdeckt werden. Erst sehr spät habe ich angefangen so zu schreiben, wie mir war, mal kleiner, aber auch größer.

Mein Vater konnte plötzlich und unvermittelt einen Standpunkt erklären und daneben gab es keinen Platz für andere Meinungen. Trotzdem hat es selten richtig gekracht zwischen uns. Er war zu ängstlich für Auseinandersetzungen, wollte seine Ruhe. Seine Verächtlichkeit für meinen Musikgeschmack (angefangen bei den Beatles bis zu Jimmy Hendrix) zeigte er, sprach sie selten aus, sondern schüttelte nur völlig angewidert den Kopf. Nur mein blauer Lidschatten brachte ihn auch zu verbalen Wutausbrüchen, den musste ich abwischen. Den Rest überließ er meiner Mutter. Sie stritt heftig mit mir, holte Ärzte zu Hilfe, die mich nach langen AN1- oder Captagon³³- Nächten schlafend erschreckten und mir Vorträge über Haschisch hielt, deren Unkenntnis ich gelassen und innerlich lächelnd, gehorsam über mich ergehen ließ.

³³ Aufputzmittel

13.5. Das Leben mit Zahlen

„Geldrausschmiss“ war etwas, was es bei uns nicht gab. Meine Eltern waren so lange gewöhnt, auf sehr beschränktem Raum mit wenig Geld zu leben, dass ihr Bewusstsein, dass sie genügend Geld hatten, erst sehr spät kam. Mein Vater sparte und sparte. Erst auf Bitten gab er Geld. Geld war der Streitpunkt Nr. 1, gefolgt von dem Vorwurf meiner Mutter, dass mein Vater sich nicht genug für sie einsetzte. Mein Vater war für das Geld zuständig. Dies war der Bereich, den ihm meine Mutter niemals streitig machte. Bis zum Ende hatte sie (mein Entsetzen war groß, als ich davon erfuhr) keine Bankvollmacht über ihr Konto. Sie besaß auch keine Kreditkarte, stets teilte er ihr das Geld zu.

Es gab im Leben meiner Eltern keine Ausgabe, die nicht von meinem Vater notiert wurde. Nur gelegentlich taucht das Wort „sonstiges“ auf. Seitenweise wurden von ihm akribisch genau die Ausgaben und Einnahmen aufgelistet. Das begann im Jahr 1948 und endete mit seinem Tod. Mit Pappdeckeln wurden die Jahre getrennt. Es gibt monatliche Listen in chronologischer Aufzählung, sortiert in Spalten „Horst“, „Irmgard“, „Angelika“ und „Brigitte“, Auflistungen nach „Haushalt“, „Anschaffungen“, „Miete“ und „Verschiedenes“ (dazu gehört Porto, Fotos, Friseur, Schokolade (z.B. 10/1957 für 1,30), Bier (für 0,70)), Telefon (0,66). Die Zigaretten wurden extra aufgeführt und waren im Verhältnis zu anderen Ausgaben ein großer Posten, so im Oktober 1957 = 31,50, Im Juni 1954 = 25,50. Ich habe Stapel von diesen Aufzeichnungen weggeworfen und sie wieder aus der Mülltonne geholt. Immer wieder musste ich darin lesen. Der Kompromiss war, dass ich nur die Jahresübersichten 1948 – 1962 behalten, kopiert und eingescannt habe.

Ich habe erfahren, dass ich im Jahr 1958 für sagenhafte DM 31,25 meine Rollschuhe Hudora, bekommen habe (die Beschreibung, wie man Rollschuh fährt, war auch noch da) und mein Ranzen aus dem gleichen Jahr DM 10,00 gekostet hat. Kleidung wurde kaum gekauft, aber immer wieder Schnittmuster, Stoff und Wolle, Reißverschlüsse und Knöpfe.

Dort steht nicht nur meine Vergangenheit in Zahlen. In diesen Aufzählungen finde ich so viel. Und vor allem sehe ich darin den verzweifelten und auch so optimistischen Versuch, sich festzuhalten, das Leben zu ordnen, Entwicklungen zu verfolgen, immer in der Hoffnung, dass es besser wird. Im Laufe der Jahre wurden die aufgenommenen Kredite beim Arbeitgeber meines Vaters weniger. Auch das Minus, das trotz aller Anstrengungen jahrelang oft am Ende eines Monats stand, wird seltener. Es konnte jahrelang nicht reichen.

Weitere Aufstellungen hielten sein Leben in nachlesbarer Weise fest: Jeden Kilometer, den er gewandert ist, wurde unter „Wanderungen“ aufgezeichnet, und als er im Jahr 1965 sein erstes Auto kaufte, wurde nicht nur jede Ausgabe, die dieses und die folgenden Autos verursachte, notiert, sondern auch die Kilometer jeder Fahrt wurden in Fahrtenbüchern vermerkt.

14. Was war? Was bleibt? Was geht?

Geblieben sind bis heute Gefühle und Handlungsweisen, die scheinbar für die Realität, in der ich lebe, unverständlich sind.

So musste ich jahrelang alles, was über den Holocaust geschrieben wurde, kaufen und lesen. Als ich auf einer Urlaubsreise In Israel angekommen bin, hatte ich sofort das Gefühl, zuhause zu sein. Die Frage, ob ich zum jüdischen Glauben übertreten soll, um in Israel leben zu dürfen, hat mich eine Zeitlang ernsthaft beschäftigt. Das ist vorbei. Diese Bücher sind jetzt fast alle nicht mehr bei mir. Jedoch breche ich weiterhin bei jedem Bild von Auschwitz, Bergen-Belsen, Sachsenhausen usw. in Tränen aus. Diese tiefe Verzweiflung ist sehr heftig. Ich habe nichts gefunden, was darauf hindeuten könnte, dass in meiner Familie sich jemand in dieser Richtung schuldig gemacht hat und ich an dieser Schuld trage. Vielleicht war es ein Ausdruck meiner Hilflosigkeit, da ich nicht wusste, was meine Eltern im Krieg erlebt haben.

Schweigen ist etwas, was ich kaum ertragen kann. Wut, Zorn, Aggressionen kann ich besser aushalten, Schweigen aber nicht. Dabei müsste ich darin doch so geübt sein. Bei uns zuhause wurde geschwiegen. Gefühle wurden nicht ausgesprochen. Wenn meine Mutter still weinte, war das unerträglich. Sprachlos und leise schlichen wir um sie herum. Keiner fragte, die Spannung hielt an, bis die Tränen nicht mehr flossen und sie etwas Belangloses sprach und wir ihr erleichtert antworteten. Niemals hätte ich gewagt zu fragen, warum sie weint. Sie sagte niemals, dass sie traurig oder verzweifelt ist.

Meine Mutter hatte durch den Tod ihrer Mutter bei ihrer Geburt einen schweren Start. Mein völlig überforderter Großvater litt durch seine Geschichte, die mir keiner erzählen konnte/wollte, unter unkontrollierbaren Wutanfällen, die ihn zu einem emotional unzuverlässigen Vater machten.

Ihre Kindheit war vom Nationalsozialismus geprägt, ihre Pubertät durch den Krieg, ihre Jugend durch Entwurzelung. Als sie 19 wurde, verlor sie ihre Heimat. Das einzige, was in ihrem Leben bis dahin stabil war. Sie musste sich völlig neu orientieren. Sie hat so viele, so gravierende Verluste erlitten, dass sie gegen alle weiteren immun schien.

„Wo Schmerz ist, muss eine Wunde sein - körperlich wie psychisch“, habe ich in meiner Ausbildung gelernt. Die erste große Wunde war das Fehlen ihrer Mutter. Erst durch das Auffinden und Lesen der Unterlagen habe ich erfahren, dass ihre Mutter schon bei ihrer Geburt gestorben ist. Meine Schwester und ich hatten die gemeinsame Phantasie, dass sie etwa 3 Jahre alt war. Warum hat sie es nicht erzählt? Sie muss gewusst haben, dass sie von ihrer Tochter, deren Interesse schon immer der Psychologie galt, das allergrößte Mitgefühl und Verständnis bekommen hätte. Auch hier gab es wohl den festen Glauben, dass es, wenn man nicht mehr daran rührt, es einfach vergisst, nicht mehr schmerzen kann.

Mir fehlte die Geschichte meiner Eltern, um das einordnen zu können. Der Krieg und ihre Trauer über viele Verluste, die nicht sein durfte, haben uns Kinder geprägt. Als unsere Kinder zur Welt kamen, war die Trauer immer noch nicht ausgesprochen.

Meine Mutter war abgewandt, lebte zum Teil wie hinter einer Mauer, die für uns Kinder nicht zu durchbrechen war. Noch heute schwärmen meine Schwester und ich von den Momenten, als meine Mutter „quitterte“ (so wurde das ausgelassene fröhliche Lachen über Albernheiten bei uns genannt). In diesen Momenten war sie ganz da und ganz bei uns. Das war sehr selten.

Mein Vater verbarg sich hinter einem anderen Schutzwall, auch er war kein verlässlicher Partner für Gefühle. Zu oft war er schweigend, kindisch oder jähzornig. Beide haben sich jedoch sehr angestrengt, gute Eltern zu sein. Aber sie waren gefangen in ihrer Vergangenheit.

Mein Vater wurde in Amerika von der Feldarbeit geholt, um ihm mitzuteilen, dass der Krieg vorbei sei. Er wurde gefragt, wo in Deutschland seine Heimat sei. Die gab es nicht mehr. Während der Gefangenschaft hat er ständig russisch gelernt. Ob er damit rechnete, dass er in seine Heimat zurückkehren wird?

Fast verlegend lachend sagte er, dass er doch nicht gewusst, was er sagen soll. So habe er das Bundesland Hessen angeben, wo er hoffte, seine Schwägerin zu finden, die dort in Bad Wildungen leben sollte. Sie war jetzt der einzige Bezugspunkt zu dem Wort „Heimat“.

Diese Geschichte konnte ich jahrelang nur unter Tränen erzählen. Sie ist für mich immer noch die traurigste Geschichte über Einsamkeit. Es ist die Geschichte, die mich am meisten berührt hat. Ich leide an ihr so sehr, als ob es meine eigene wäre.

Nicht nur, dass alles, was er einmal geliebt hat, weg war. In diesem Moment war auch klar, dass die Heimat, die er dort, in amerikanischer Gefangenschaft gefunden hatte, auch vergänglich war. Die amerikanische Familie schätzte ihn, er war dort eingebunden und versorgt, hatte ein Zimmer und immer genug zu essen. Am Samstag ging er zum Tanzen aus und ins Kino, lernte fleißig Englisch, es war fast so, als gäbe es keinen Krieg in Europa. Und die Farmerstochter war in einem „heiratsfähigen“ Alter.

Der Nachlass seiner Mutter, Paula Seeck, wird ihm in einem braunen DIN A5 Umschlag übersandt. Das Erbe ist darauf aufgelistet: „1 Kordelkette 585 Gold, 1 Ring Stempel unleserlich, 1 goldene Damentaschenuhr, 3 Sparbücher“.

Mein Vater notiert am Montag, dem 18. Oktober 1946 in sein amerikanisches Diary „Brief aus Dänemark mit Totenscheinen“. Am 19.10. hat er nichts notiert. Am 20.10.: „russisch gelernt fast täglich“, dann folgt am 25.10. „Kartoffelmieten mit Erde bedeckt“. Diese Tätigkeit führte er die restliche Woche, bis zum 30.10.1946 aus.

Aber das alles wurde bei uns nicht thematisiert. Es scheint auch so, als ob es niemanden mehr interessiert hat, was da mal war. Ich habe an Familienaufstellungen teilgenommen und habe gesehen, was passiert, wenn Heimat fehlt und welche Ruhe eintritt, wenn der Leiter der Aufstellung eine Person als „Ostpreußen“ hinter die Ruhelosen stellt.

Es ist unvorstellbar, und ich habe mir das ein paar Mal weinend angeguckt und mir so sehr gewünscht, meinen Eltern von dieser Ruhe etwas mit nach Hause bringen zu können, die allein schon deshalb entstehen kann, wenn Menschen wissen, was ihnen fehlt.

Der Krieg hat meine Eltern stark beschädigt. Die Entwurzelung durch den Verlust der Heimat, die Ungewissheit, ob ein Wiedersehen mit geliebten Menschen möglich sein wird, der Verlust von Gegenständen, Besitz, einfach allem, hat sie geprägt.

Beobachtungen zeigen, dass die Enkel dieser Generation die Fähigkeit haben, die noch nicht verstörten, „inneren Kinder“ in ihren Großeltern zu erreichen und sie in ein verspätetes Kinder-Erleben zu locken. Mein Sohn konnte das bei meiner verwitweten Schwiegermutter. Ihr Mann starb an den Spätfolgen des Krieges. Mein Sohn hatte eine sehr enge Bindung zu ihr. Sie hat ihm in den vielen Stunden, die sie zusammen verbrachten, aus ihrem Leben und vom Krieg erzählt.

„Durch meine Ausbildung in Systemischer Familientherapie wurde mein Blick noch deutlicher auf die Biographien von Eltern- und Großelterngenerationen gelenkt. Die Biographie der vorausgegangenen Generationen zeigt Auswirkungen im Leben der nachfolgenden Generation. Die geographische Herkunft, das soziokulturelle Umfeld, Familiengeheimnisse, unbewältigte „Geschichten“ können Bedeutung im Leben der Nachkommen gewinnen und Auswirkungen auf deren jetzige Lebensmodelle, sowie ihre psychische und physische Disposition haben.“³⁴

Ich ziehe gerne um. Ich erfreue mich an neuen Wohnungen, an der neuen Umgebung. Gleichzeitig muss ich feststellen, dass ich nicht sehr weit in meinem Leben gekommen bin. Nachdem ich wirklich fluchtartig von zuhause nach Berlin zu meinem späteren Mann gezogen bin und nach einem Jahr hochschwanger wieder nach Frankfurt zurückkehrte, bin ich auch dort geblieben. Er jetzt, vor knapp einem Jahr, habe ich den „großen Schritt“ getan und bin 19 km von Frankfurt weggezogen. Es hat sich nicht anderes ergeben, aber sicherlich hat das seinen Grund. In mitten meiner Ruhelosigkeit hatte ich trotzdem einen festen Standort, um den ich kreiste. Und der war in der Nähe meiner Eltern. Immer nah genug, um da sein zu können, wenn sie mich brauchen.

³⁴ Rede von Cordula Gestrich anlässlich des Befreiungsfestes am 8. Mai 2005, dem 60. Jahrestag der Befreiung vom NS-Regime und des Neuanfangs einer demokratischen Gesellschaft, in der KZ – Gedenkstätte Oberer Kuhberg, Ulm

Wir Kinder sind nah bei ihnen geblieben. Meine Schwester hat nur vorübergehend (für eine kurze Studentenzzeit) immerhin den Stadtteil verlassen, in dem meine Eltern seit 1961, jahrelang mit uns Kindern, in Frankfurt am Main wohnten. Dann ließ sie sich mit ihrer Familie in einer zu Fuß zu erreichenden Nähe nieder. Sie war viel bei meinen Eltern und kümmerte sich, als meine Mutter schon völlig kraftlos war, unbemerkt von mir, täglich um den Haushalt. Wenn sie in Urlaub fährt, ist sie schnell da, weite Reisen weckten nie ihr Interesse. Für mich kann es kaum weit genug sein. Mein Fernweh wird immer heftiger, je älter ich werde.

Mein Sohn hat sich (örtlich) weit entfernt. Er lebt in Portugal. Seine Ruhelosigkeit war früher scheinbar größer als meine oder seine Suche nach Heimat intensiver. Seine Umzüge innerhalb von Frankfurt am Main, während seiner Studentenzzeit sind ungezählt. Während seiner Studien- und Ausbildungszeit zum Lehrer, hat er eine Landschaft in Portugal für sich entdeckt. Nach Beendigung seiner Ausbildung ist er dorthin gefahren. Seitdem lebt er dort, immer mit Verlängerung für das nächste Jahr. Es scheint so, als ob er dort bleibt und eine Heimat gefunden hat.

Ich ziehe gerne um. Angekommen in neuen Wohnungen, erkunde ich die Umgebung. Ich frage mich durch, finde mich schnell zurecht. Ich bin immer schnell an neuen Orten angekommen. Aber genau so schnell kann ich sie wieder verlassen, wenn ich gehen muss. Bis jetzt war es bei jeder Wohnung so, dass ich wieder ausziehen musste, außer bei meiner letzten Wohnung. Diesen letzten Umzug habe ich frei gewählt, für wie lange, ist völlig ungewiss.

Meine immer wieder kehrenden Träume beschäftigen sich, seit ich mich an meine Träume erinnere, mit Heimatlosigkeit. Ich sitze in Zügen, von denen ich nicht weiß, welches Ziel sie haben, ich verpasse Busse in Städten, deren Straßennamen ich nicht lesen kann. So bleibe ich völlig orientierungslos, wie weit es bis „nach Hause“ sein könnte. Ich bin zur Untermieter in einem Zimmer gelandet bei Menschen, die ich gar nicht kenne. Und irgendwann bin ich immer am Meer und die Sturmflut kommt und überschwemmt alles. Oder ich sitze in meinem Auto, fahre aufwärts und es ist glatt und wird dunkel.

Seit meinem 50. Lebensjahr arbeite ich daran, mein Hab und Gut (bildlich) auf nur einen Koffer zu reduzieren. Dieses dringende Bedürfnis, meinen Besitz zu reduzieren, so wurde mir erst beim Schreiben der Arbeit klar, begann mit dem Tod meiner Mutter. Ist es ein Versuch zu merken, wie es ist, wenn man nur noch einen Koffer besitzt?

Es klingen in mir Sätze nach, die ich als Kind und als Jugendliche immer wieder gehört habe.

„Bleibe Niemanden etwas schuldig“ und „mach keine Schulden bei Anderen“. Diese zwei Sätze sehe ich erst jetzt im Zusammenhang. Wenn man niemanden etwas schuldet, egal, was es ist, bleibt man unabhängig. Das ist die Aussage, die dahinter steht. Meine Mutter konnte gut geben, aber schlecht nehmen. Zu lange war sie auf das Wohlwollen anderer angewiesen, als sie keine Unterkunft, keine Möbel, keinen Hausrat nichts hatte. Das sollte uns Kindern nicht

passieren. Das Geld, mit dem sie mich jahrelang unterstützen, habe ich niemals gerne genommen. Das hatte aber auch mit der Sparsamkeit zu tun, mit der wir immer lebten und zu der ich auch heute noch fähig bin. Niemals haben unsere Eltern uns das Gefühl gegeben, dass wir verhungern werden, sondern, dass es knapp ist, aber weitergeht.

„Was weg ist, ist weg“ und „Was vorbei ist, ist vorbei“ waren Lebensdevisen meiner Mutter. Sie hing nicht an Dingen. Geschenke, die ich ihr machte, hatten auf irgendeinem mysteriösen Weg schnell wieder das Haus verlassen. Sie hatte sie verschenkt, so wie sie mir Dinge schenkte, die ich bei ihr sah, für schön befand und sofort reagierte mit: „Kannst du gerne haben“ (so besitze ich sehr viele Blumenvasen).

„Andere haben es noch viel schlimmer gehabt!“ und „Es hat uns nicht geschadet“, wurde uns erzählt, wenn wir ein Problem, wie z.B. Liebeskummer hatten oder uns von Lehrern ungerecht behandelt fühlten. Alles, was wir erlebten, schien nichts zu bedeuten. Es gab immer Größeres, Anderes, was meine Eltern erlebt hatten und als Geheimnis stets mit sich herumtrugen.

Meine Familie war kein Einzelfall. Ich habe auch von meinen Freundinnen und Schulkameradinnen niemals Geschichten erzählt bekommen, die ihnen ihre Eltern erzählt haben. Ich liebe diese Filme, in denen ganze Generationen beieinander sitzen und sich Geschichten von früher erzählen. Bei uns gab es nur ab und zu Anekdoten, die wir in keinen größeren Zusammenhang einordnen konnten. Noch nicht einmal die Möbel erzählten Geschichte. Es gab keine erbten Möbel.

Es wurde auch nicht getrauert und nicht geweint. Wenn wir heulten, holte meine Mutter gerne einen Spiegel und ließ uns unser Spiegelbild anschauen, damit wir sahen, wie erbärmlich wir aussahen, wenn wir weinten. Oder sie schickte uns zum Spiegel. Einer der schlimmsten Verdachte, denen man sich aussetzen konnte, war der Verdacht des Selbstmitleids. Das war verachtenswert.

Ich konnte es jahrelang kaum auf Bahnhöfen aushalten. Mein Blick war nie auf die Menschen gerichtet, die sich freudig begrüßt haben, sondern ich habe immer nur die gesehen, die sich verabschiedet haben. Ich musste mich abwenden, wenn Menschen auseinander gingen.

Immer habe ich mit dem Schlimmsten gerechnet, immer war die Frage „Werden wir uns wiedersehen?“ da. Unter der dramatischen Mahnung, man solle nie im Streit auseinander oder schlafen gehen, ohne eine Versöhnung beigeführt zu haben, litten viele in meinem Alter. Die absurde Vermutung, dass der Andere vielleicht am nächsten Tag nicht mehr lebt, wurde ohne viele Worte, meist nur durch eine innere Haltung, vermittelt.

In unserem Keller gab es immer Vorräte, falls es Krieg gibt. Während der Kubakrise wurde alles gründlich aufgefüllt und darüber führten wir als Kinder gerne Listen. Notiert wurde die Art des Nahrungsmittels, die Anzahl und das

Verfallsdatum natürlich. Als 1990 die Drohung des nächsten Golfkrieges bestand, kaufte ich Lebensmittel. Fassungslos schaute ich zuhause meine Ausbeute an. Wir konnten lange von den Nudeln und der Tomatensoße in Dosen leben.

Der Koffer, falls es mal brennen sollte oder falls wir aus anderen Gründen mal das Haus schnell nachts verlassen müssen, war stets gepackt und befand sich im Schlafzimmer meiner Eltern fast griffbereit. Ich habe als Kind vor dem Einschlafen oft überprüft, ob ich weiß, wo ich all das, was ich im Notfall mitnehmen will, schnell finde. Oft habe ich die Priorität der Stofftiere geändert. Ich habe keinen Koffer, aber ich weiß auch heute noch, wo alle die Dinge liegen, die ich im Fall der Fälle schnell greifen und mitnehmen muss.

Das Gefühl der Unsicherheit habe ich auch in mir, aber auch gleichzeitig eine Sicherheit, dass es immer irgendwie weitergeht. Das letztere ist eine gute Kraft, die ich hoffentlich auch an meinen Sohn weitergegeben habe.

15. Papa, ich bin stolz auf Dich

Meinem Vater widme ich dieses Kapitel. Wir hatten es schwer miteinander. Ich habe ihm einmal gesagt, dass ich ihn liebe. Das war nach dem Tod meiner Mutter, als wir alle sehr weich waren. Das ist gut so. Es gibt auch nichts, was ich ihn noch fragen oder ihm noch hätte sagen können. Mehr ging einfach nicht zwischen uns.

Unausgesprochenes macht den Abschied schwer. Jetzt ist er gestorben, und ich schreibe das, was ich ihm - aus welchen Gründen auch immer - nicht (mehr) sagen konnte.

Er war ein Vater seiner Generation, so wie ich eine Tochter meiner Generation war. Er war nie da, weil er immer gearbeitet hat oder für sein Fortkommen im Beruf lernen musste. Die ersten Jahre war er zudem noch ständig „auf Dienstreisen“. Er schrieb uns Kindern immer Briefe von allen Orten, wo er mit fremden Herren war und andere Zweigstellen der damaligen Landeszentralbank in Angst und Schrecken versetzte, denn er war im Revisionswesen tätig.

Ich war die Tochter meiner Mutter, auch wenn ich das viele Jahre nicht wahrhaben wollte. Und die Missachtung meiner Mutter gegenüber meinem Vater (so wie gegenüber allen Männern) war groß. Sie warf ihm stets spürbar und später auch ständig laut aussprechend vor, dass er sich nicht genug für sie eingesetzt (im Krankenhaus, im Hotel, überall) habe. Das war ihre Geschichte, es hätte nie gereicht, egal, was er für sie tat. Obwohl ich ihr ab und zu widersprach, hielt ich zu ihr, auch als ich ihren Anteil schon längst erkennen konnte. Ich war ihre loyale Tochter.

Ich habe erst nach seinem Tod erkannt, dass er nicht viel tun konnte, weil auch seine Kräfte nicht reichten. Das, was er tat, war das, was er konnte. Auch ihn hatte das Leben frühzeitig erschöpft. Auch er hatte keinen stabilen Hintergrund.

Erst ganz spät konnte ich ihn so lieben, wie er war, sah ihn nicht mehr mit den Augen meiner Mutter. Eigentlich erst in den Wochen, als er schon sehr krank und schwach war und ich meine Eile bremsen musste. Und das, was ich in den Unterlagen über ihn fand, söhnte mich endgültig mit dem aus, was ich bereits über ihn geschrieben und worunter ich als Kind so gelitten habe.

Die Erinnerung an ihn kommt jetzt noch immer plötzlich und unerwartet. Um 18.00 Uhr denke ich manchmal immer noch „Papa anrufen“. Wenn ich in einem anderen Land oder in einer anderen Stadt bin, will ich immer noch bei dem nächsten Kartenstand, eine Postkarte für ihn aussuchen. Wir beide haben uns Unmengen Karten geschrieben. Auch das wurde mir erst klar, als ich den Nachlass aufräumte.

Aber manches hätte ich ihm gerne noch gezeigt, so z.B., dass man ihn „googln“ kann. Wenn man Horst Seeck eingibt, kommt er auf der 1. Seite mit dem Hinweis, dass er ein Buch über die Deutsche Bundesbank geschrieben hat. Und Angelika Seeck ist auch zu „googln“, aber der Zusammenhang, mit dem mein Name auftaucht, wäre schon wieder schwierig zu erzählen gewesen, denn es ist der Hinweis, dass ich auf der Suche nach meiner Vergangenheit bin. Und dass es jetzt Navigationssysteme gibt, nachdem ich ihn mal orientierungslos bei strömenden Regen fast bis München gefahren habe, als wir nach Mannheim wollten. Und er konnte darüber lachen!

Nach seinem Tod sprach ich mit vielen Menschen über ihn, und es war so, als ob wir von verschiedenen Männern sprechen. „Intelligent, gebildet, witzig, über alle Philosophen dieser Welt bestens informiert“ Das wurde begeistert von meinem Vater berichtet. Und es stimmt. All das war mein Vater auch.

Und er war auch mal ein ganz anderer Mann. Er hat meiner Mutter, als sie nach der Fehlgeburt im „Erholungsheim“ war, jeden Tag geschrieben. Und es sind Briefe von einem Mann. Von einem Mann, der bereit ist, alles zu tun, damit sie glücklich wird, der Verantwortung übernimmt, der sich kümmert. Ein toller Mann.

Ich verbeuge mich vor ihm und bitte ihn, mir meine frühere, sehr beschränkte Sicht der Dinge zu verzeihen.

16. Abschied

Wenn ich mich erinnern kann, kann ich mich verabschieden. Die Erinnerung und der Abschied sind ein Zwillingsspaar. Das sind zwei Sätze, die ich als Trauerbegleiterin gelernt habe. Ich habe die Erinnerung hervorgeholt.

Erst nach dem Tod meiner Eltern konnte ich es wagen und habe mich mutig auf den Weg gemacht, mich mit ihrem Leben auseinanderzusetzen. Oft war ich kurz davon aufzugeben, habe mich ablenken müssen, mich bei hohen und bei frostigen Temperaturen auf mein Fahrrad gesetzt und bin gefahren und gefahren, bis ich mich wieder frei genug fühlte, weiter zu schreiben.

Ich habe mich an ihrer Stelle für sie erinnert. Habe alles, was ich finden konnte nachgelesen, um herauszufinden, was gewesen ist. Es ist vorbei, lebt aber in dieser Arbeit fort.

Meine Eltern haben Schlimmes erfahren und das, was ist, nicht genießen können, da sie immer in Erwartung waren, dass es ihnen wieder weggenommen wird. Das Leben im Hier und Jetzt, das ich von ihnen gelernt habe, hat mir schon oft geholfen, schwierige Zeiten Tag für Tag durchzustehen. Nicht an das Morgen denken, nur das Heute organisieren, ist in schwierigen Zeiten gut und sinnvoll. Der Kehrseite ist jedoch, dass sie sich über das Gute, das an einem Tag war, nicht intensiv freuen konnten. Denn ihr Gefühl, dass es morgen schon wieder anders sein kann, war stärker.

Ich hatte in meinem Leben immer das Gefühl, wie auf Sparflamme zu leben. Trotz innerlicher stark fühlbarer Kraft, fühlte ich mich oft kraftlos, bewies mir selbst in vielen Lebenslagen ganz bewusst, dass ich Kraft habe. In einer (systemischen) Familienaufstellung ergab es sich im Laufe des Wochenendes, dass ich unbedingt meine Kraft aufstellen musste, um mich ihr zu vergewissern. Der Kampf meiner Stellvertreterin um ihre Kraft war ergreifend, aber sie hat gewonnen. Sie traute sich am Ende, zu meiner Kraft zu gehen. Dieses Bild hat mich jahrelang hoffnungsvoll begleitet, ohne zu wissen, wie ich es zu meiner Kraft schaffen kann. Jetzt, am Ende der Arbeit, durch die Auseinandersetzung mit den Leben meiner Eltern, nach einer Nacht mit einem dieser verwirrenden Träume um verpasste Flugzeuge, war es auf einmal klar. Wenn ich aufhöre, das Leben meiner Eltern fortzusetzen, dann komme ich zu meiner Kraft. Ich war jahrelang geübt, Dinge, Ereignisse einfach hinzunehmen. Niemals Gefühle zu groß werden lassen, nie glauben, dass etwas wirklich gut ist, wie es ist. Trotz allem Mut und Lebenswillen, hält mich immer etwas von der puren Lebensfreude zurück. Endlich weiß ich, was es ist.

Meine beiden Elternteile sind im Abstand von wenigen Jahren gestorben. Ich konnte bei beiden die Zeit, bevor sie starben, intensiv mit all meinen Gefühlen bei ihnen sein. Meiner unnahbaren Mutter habe ich hemmungslos die Hand gehalten, mich neben sie gekuschelt, wenn sie voller Morphium schlief. Mein Vater und ich waren keiner entwürdigenden Situation ausgesetzt, weil wir in den letzten Tagen gelernt hatten, völlig unaufgeregt miteinander umzugehen, offen und leise über das zu sprechen, was er brauchte.

Es ist gut, dass ich das Sterben meiner Eltern so bewusst und intensiv erlebt konnte und in dieser Zeit mit allen meinen Gefühlen bei ihnen war. Nun habe ich sieben Jahre nach dem Tod meiner Mutter und ein Jahr nach dem Tod meines Vaters diese Arbeit geschrieben. Ich war noch einmal ganz intensiv in das Leben mit ihnen eingetaucht. Und ich habe mich mit dem Leben meiner Mutter und dem Leben meines Vaters auseinandergesetzt, um ihre Lebensgeschichte und damit auch meine zu verstehen.

Ich verabschiedete mich mit dieser Arbeit in Frieden von meinen Eltern. Meine Geschichte ist durch ihre geprägt. Sie waren meine Eltern. Ich habe Schaden genommen und Mangel erlitten. Das bin ich. Aber meine Geschichte kann ich jetzt von ihrer unterscheiden.

17. Ein Kreis schließt sich noch einmal

Als ich im Mai 2006 angefangen habe im Hospiz zu arbeiten, betrat ich unsicher mein erstes Zimmer. Über die Frage, ob sie etwas wünsche, kam ich mit der dort wohnenden Frau ins Gespräch. Bei der Aufzählung der Lieblingsspeisen landeten wir bei den „Königsberger Klopsen“. Ihre Heimat war Ostpreußen.

Ich treffe sie immer wieder, die, die schon einmal heimatlos geworden sind. An ihren Bildern, die dort hängen oder am Nachttisch aufgestellt werden, kann ich oft auf einem Blick erkennen, wo sie herkommen. Ich war noch nie in Danzig, aber diese Stadt erkenne ich auf Bildern sofort.

Menschen, die im Hospiz aufgenommen werden, sind unheilbar krank. Es ist meist der Ort, an dem sie sterben werden. Sie sind mit einer lebensbedrohlichen Krankheit konfrontiert und gleichzeitig mit dem Verlust ihres letzten Zuhauses. Von ihrem letzten Zuhause können sie nur so viel mitnehmen, wie in das schon eingerichtete Zimmer noch passt. Manchmal ist es eine Kommode oder ein in der Größe ähnliches sie schon lange begleitendes Möbelstück. Der Fernseher wird immer mitgenommen und Bilder. Zwei Bilder finden Platz an den Wänden, in das vorhandene Regal kommen Verwandte, Freunde und der oder die wichtigsten Personen finden in Kopfhöhe, auf dem Beistelltisch des Hospizes, Platz, wo sie zwischen Schnabeltassen, Taschentüchern und anderen Fremdkörpern in hübschen Rahmen dem Betrachter freundlich entgegen lächeln.

Meine Aussage war während meiner Ausbildung immer, dass ich wohl nicht als Trauerbegleiterin arbeiten werde. Der Ort, an dem ich angekommen und richtig bin, ist meine ehrenamtliche Arbeit im Hospiz. Dort begann ich nach den Ursachen meiner eigenen, mir in ihrer Intensität unerklärlichen Trauer zu forschen und landete am Ende bei dieser Abschlussarbeit über meine Eltern. Ich glaubte auch zu wissen, dass ich mit Abschluss dieser Arbeit die Arbeit im Hospiz wohl aufgeben würde, da das Thema Trauer für mich vorerst abgeschlossen sein wird. Mit Erstaunen stelle ich aber fest, dass ich, umso weiter diese Abschlussarbeit sich dem Ende näherte, umso regelmäßiger und leichter ging ich meiner ehrenamtlichen Tätigkeit im Hospiz nach.

Ich bin keine Trauerbegleiterin, die sich um Angehörige kümmert. Meine Fähigkeiten beruhen auf der Geschichte meiner Eltern. Ich begleite die Trauer derjenigen, die ein letztes Mal in ihrem Leben heimatlos werden.

Ich suche danach, was ihnen in dieser Situation Halt geben könnte, frage die Hängebrücke, auf der sie sich bewegen, nach Kraftquellen ab. Manchmal ist diese Kraftquelle ihre alte Heimat. Wie war es dort, beschreiben sie mir, wo und wie sie aufgewachsen sind, fordere ich Gäste auf. Wir tauchen gemeinsam in eine vergangene Welt ein. Ich lasse mir das frühere Zuhause, den Ort, die Landschaft mit allen Sinnen beschreiben. Welche Vögel gab es dort, wie waren die Feierabendgeräusche, wie roch es im Sommer, wie still war es im Winter, welche Farben hatten die Wälder im Herbst und welche Blumen blühten im Frühling?

Wie sprachen die Menschen miteinander, laut, leise, mit Dialekt, wurde viel gelacht? Ich frage nach Geschwistern, nach Kose- und Spitznamen, nach Schulkameraden. Frauen erzählen mir ihre Kindheitsgeschichten. Diese Geschichten, die ich so gerne von meinen Eltern gehört hätte. Jetzt geben sie denen, die sie mir erzählen, Kraft.

Trauerbegleiterin für Heimatlose, das ist eine Aufgabe, die zu mir passt. Mit dieser Erkenntnis schließe ich diese Arbeit endgültig ab.

18. Ende

Lange saßen sie dort
und hatten es schwer,

doch sie hatten es gemeinsam schwer,
und das war ein Trost.

Leicht war es trotzdem nicht

(Astrid Lindgren)

Literaturverzeichnis:

Bednarz, Klaus	Fernes nahes Land. Begegnungen in Ostpreußen
Bode, Sabine	Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen
Doerr, Werburg	Flieg, Maikäfer, flieg. Eine Kindheit jenseits der Oder
Franzen, Erik K.	Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer
Gräfin Dönhoff, Marion	Kindheit in Ostpreußen
Grass, Günter	Im Krebsgang
Kriegskind.de	Erinnerungen von jetzt Erwachsenen an ihre Kinder- und Jugendzeit im Dritten Reich
Lachauer, Ulla	Paradiesstraße - Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit
Lewis, Brenda Ralph	Die Geschichte der Hitler Jugend
Lindt, Marion / Dikreiter, Otto (Herausg.)	Das Hausbuch des ostpreußischen Humors
Lorenz, Hilke	Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation
Matull, Wilhelm	Damals in Königsberg 1919-1939
Papendick, Gertrud	Das war unsere Stadt
Sumowski, Hans-Burkhard	Jetzt war ich ganz allein auf der Welt. Erinne- rungen an eine Kindheit in Königsberg 1944- 1947
Von der Grün, Max	Wie war das eigentlich? Kindheit und Jugend im Dritten Reich
Von Zeppelin, Ilka	Dieses Gefühl, das etwas nicht stimmte. Eine Kindheit zwischen 1940 und 1948
Wieck, Michael	Zeugnis vom Untergang Königsbergs Ein „Geltungsjuden“ berichtet
Zu Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst	Erinnerungen eines alten Ostpreußen

Anlagen:

Bild in Öl von 1957

„Schatzkiste“

Erinnerung meines Vaters vom 23.08.-31.08.1944, von ihm aufgezeichnet
in amerikanischer Gefangenschaft am 01.07.1945

Anlage zur Arbeit „Gegenlicht“

Branch Camp Kearney

1. Juli 1945

Verfasst von Horst Seeck

23. August 1944 Genesungsurlaub

Oberschreiberhau- Hirschberg – Breslau / D-Zug nach Königsberg

Nach einigem Zögern beschließe ich, in Allenstein auszusteigen. Ich habe Glück. Erwin ist zufällig auf Urlaub. Ein Wiedersehen nach vier Jahren! Ich bleibe fünf Tage dort.

Zuerst werden die Kinder bewundert. Ich gehe mit Erwin, Wölfi und Gisela spazieren. Wie spielen "Versteckchen". Wolfgang ist schließlich schon ganz zutraulich und gibt mir schon von selbst die Hand, wenn wir spazieren gehen. Gisela will noch nicht viel wissen von mir.

Am 1. Abend kommt Besuch zu einem Skatabend, zwei Herren mit ihren Frauen. Ich sehe zu beim Skat - Erwin hat Pech. Wir trinken italienischen Wein. Es ist ein gemütlicher Abend. An einem anderen Abend trifft sich dieselbe Gesellschaft im "Hotel Kronprinz". Durch Voralarm wird unser Zusammensein vorzeitig aufgehoben.

Einmal gehen wir zu Dritt ins Kino zu "Schrammeln". Ich habe den Film zwar schon zweimal gesehen, verschweige es aber, um die Gemütlichkeit nicht zu stören.

In diese Tage fällt der Abfall Rumäniens von Deutschland. Ich unterhalte mich bei dieser Gelegenheit mit Erwin über den Krieg. Er äußert Bedenken, wovon ich nicht viel wissen will. Er fragt, was denn aus seiner Familie werden soll, wenn es schiefgeht. Ich sage, daran darf man gar nicht denken; er meint, man darf den Kopf auch nicht immer in den Sand stecken wollen, worauf ich sage, wenn es so käme, könnten wir jetzt auch nichts daran ändern.

Zweimal fahren Erwin und Ursel in diesen Tagen mit mir an den Okul-See mit Wölfi und Gisela. Wir spielen mit den Kindern, sonnen uns. Ich schwimme mit Erwin ein bißchen, wobei er sich wundert, daß ich vom Schwimmen nicht viel halte.

Am 26. sitzen wir abends beim Gläschen Cognac zusammen, als wir im Rundfunk in der Luftlagemeldung von der Annäherung feindlicher Flugzeuge über Dänemark, Südschweden mit Ostkurs hören. Es heißt dann: "Feindverband über Südschweden mit Kurs Südost". Wir rechnen nach, es könnte nach Pommern gehen. Dann heißt es: "Danzig", schließlich geht's auf Ostpreußen. Es gibt bei uns Voralarm. Der Drahtfunk Allenstein meldet sich.

Ursel zieht die Kinder an. Wölfi sagt: "Alarm!" und Gisela wiederholt es lachend. Die Flugzeuge erreichen Pillau und schließlich Königsberg. Dann heißt es öfters im Drahtfunk "Feindtätigkeit über Königsberg hält an", eine Stunde lang. Durch Anruf bei den Schwiegereltern erfahren wir am nächsten Tag, daß zu Hause noch alles in Ordnung ist.

Am 28. gehen wir noch ins Theater Aalenstein zu einem netten Lustspiel. Es ist eine der letzten Theatervorstellungen überhaupt; denn ab 1.9. werden alle Theater in Deutschland geschlossen.

Einmal gehe ich mit Erwin allein nach Jakobsruh. Er zeigt mir dabei, wo er im Frieden mit seinem Pferd jeden Morgen seinen Spazierritt machte. Wir sitzen in Jacobsruh, haben uns eigentlich viel zu erzählen, aber ich weiß nicht, was ich fragen soll. Einmal lasse ich mir seinen Einsatz in Rußland etwas erläutern. Wir trinken ein Glas Bier, es schmeckt nicht. Erwin meint, es ist alles nicht toll, was er mir bieten kann, aber ich sage, es ist doch ganz schön. Erwin schenkt mir in diesen Tagen seine Taschenuhr. Einmal helfe ich ihm, eine Kiste abzuschicken, in denen er die wertvollsten Sachen drin hat, damit im schlimmsten Falle nicht alles weg ist.

Am 28. nachmittags fahre ich nach Königsberg. Erwin kommt bis auf den Bahnsteig mit. Viel Gutes ahnen wir in diesem Moment für die Zukunft wohl beide nicht voraus. Ich habe ihm schon einmal gesagt, daß ich mich schon für später bei der Infanterie landen sehe, was er als sehr möglich bestätigt.

Ich komme in Königsberg an. Der Hauptbahnhof steht zu meiner Beruhigung noch, auch die Innenstadt. Zu Hause werde ich schon erwartet.

29. August 1944

Vormittag gehe ich mit Papa spazieren. Wir besehen uns die Zerstörungen. Maraunenhof, Cranzer Allee, Rennpark Carolinenhof sind kaputt, ferner ein Teil des Roßgarten und in unserer Nähe die Fahrenheidstr., Feldstr., Herbartstr. In den Grünanlagen vor dem Roßgärter Tor stecken die Flammstrahlbomben wie gesät im Abstand von höchstens 5 m im Boden. Man rechnet schon mit weiteren Angriffen. Mutti sagt: "So lieb es mir ist, wenn Du da bist, aber gerade in dieser Zeit wollte ich es lieber nicht".

Abends gehe ich ins Kino "Passage" zu einem sehr netten Lustspiel. Neben mir sitzt ein hübsches blondes Mädchen. Als ich nach Hause gehe, spreche ich sie an. Sie hat den selben Weg, wohnt Ecke Augustastr. Ich will mich mit ihr verabreden, aber es klappt nicht. Ich komme in bester Laune nach Hause und schreibe an Erwin. Dann gehe ich guter Dinge ins Bett und freue mich richtig, wieder einmal in meinem schönen, dicken Federbett schlafen zu können.

30. August 1944

Gegen 1 Uhr weckt mich Papa. Es ist Alarm. Ich habe die Sirene gar nicht gehört.

Ich ziehe mich schnell an, im Drahtfunk höre ich gerade noch "Pillau", also höchste Zeit. Als wir gerade im Keller sitzen, geht es auch schon los. Der Keller ist ziemlich voll. Es sind Leute mit Kindern, auch aus dem Nachbarhaus da. Eine Frau jammert schon, als noch keine Bombe gefallen ist und sagt, man solle den Kellerdurchbruch zum Nachbarhaus einschlagen, die Bombe kommt gleich. Es beginnt dann ein Heulen und Krachen. Der Keller zittert oft. In der ersten halben Stunde liegen die Einschläge offenbar weiter weg in der Innenstadt, aber dann kommen sie näher. Es heult über uns hinweg. Man wartet schon gespannt und nicht ohne Bangen auf den krachenden Einschlag. Mutti faßt mich dann am Arm, ist aber noch verhältnismäßig ruhig. Ich lache dann oder mache ab und zu eine spaßige Bemerkung. Mutti meint, noch einmal möchte sie das nicht erleben, sie möchte dann lieber aus der Stadt.

Endlich merkt man, daß der Angriff abebbt. Wir atmen langsam auf, aber mit der letzten Bombe erlischt das elektrische Licht. Erst jetzt macht sich eine leichte Panikstimmung bemerkbar. Man hört Rufe: "Es brennt". Herr Strasdas, der Hausverwalter, ruft: "Aufs Dach! Es ist ja niemand oben." Papa ist schon weg, ich hinterher in der Dunkelheit. Da höre ich Mutti ängstlich rufen: "Papa, Horstel, laßt mich doch nicht allein". Ich höre diese angstvollen Rufe heute noch. Ich achte im ersten Moment der allgemeinen Aufregung nicht darauf, bis Mutti weiter ruft. Ich kehre um und führe sie. Sie ist noch immer ängstlich, weil sie denkt, es brennt. Ich sage in der Eile "Nun sei doch endlich ruhig!" Papa ist auch ungeduldig. Da sagt Mutti: "Nun schreit mich doch nicht noch an." Ich besinne mich und bereue sofort meine schroffen Worte - auch heute noch - und sage schnell zur Beruhigung: " Es brennt doch gar nicht", ohne von der Wahrheit dieser Worte überzeugt zu sein. Denn durch die Flurfenster im Hause sieht man nur noch eine von Funken glühende Luft. Man hat den Eindruck, als ob alles brennt.

Endlich sind wir in der Wohnung, stecken eine Kerze an und dann laufe ich mit Papa aufs Dach. Unser Haus brennt nicht, aber der Anblick, der sich uns auf dem Dach bietet, ist fast unbeschreiblich. Es ist ein Schauspiel, wie ich es noch nie gesehen habe und auch nie mehr sehen möchte. Ich hatte mir als Junge einmal gewünscht, ein großes Feuer aus der Nähe zu sehen, aber was sich mir jetzt bot, war die Hölle. Ringsum nur himmelhohe Flammen, funkendurchglühete Luft, Qualm, prasselndes Feuer und Krachen zusammenstürzender Dächer und Mauern. Schaurige Geräusche!

Gefahr droht vor allem von der Seite des Hinterhauses her. Das Hinterhaus selbst brennt nicht, aber dahinter sind riesige Flammen. Der Wind treibt zuerst die ganze Glut zu uns herüber mit Millionen Funken, oft in Faustgröße. Zuerst fürchte ich, die Funken könnten auf der Uniform zünden und nehme beim neuen Funkenschwall Deckung hinter den Schornsteinen, aber bald merke ich, daß das nicht der Fall ist und bleibe aufrecht stehen. Wir gießen Wassereimer aufs Dach; aber wegen zu hohen Wasserverbrauchs nehmen wir bald Feuerpatschen, tauchen sie in den Eimer und klatschen damit auf die Funken. Papa und ich sind zuerst allein oben. Unsere Einquartierung, ein Kriegsgewichtsrat, überwacht den Bodenraum.

Das Landeshaus brennt lichterloh, das Friedrichskollegium sehe ich brennen und kann schon die Dachsparren einzeln zählen. Die Königstraße brennt, die Friedrichstr., Königseck, und die ganze hintere Rippenstraße. Ich sehe in dieser ersten Stunde überhaupt noch nicht, was aus diesem Chaos werden soll. Ich mache mich schon auf das Schlimmste gefasst. Es ist zunächst ein Anblick, der einen völlig mutlos werden läßt und jeden Kampf gegen diese entfesselten Naturgewalten als aussichtslos erscheinen läßt. Von Königseck her sieht es jetzt am gefährlichsten aus. Manchmal zweifle ich schon, daß es gelingt, das Feuer von dort her aufzuhalten. Dann aber stürzt dort ein Dach zusammen, wodurch die Flammen niedriger werden. Die Feuerwehr ist dort anscheinend auch schon tätig.

Ich habe die Gasmaske auf, die sich hier sehr bewährt. Ohne sie kann man die Augen kaum aufhalten. Ich gehe dann einmal hinunter, nach Mutti sehen. Sie scheint sehr ruhig, hat alle Fenster geschlossen und paßt auf, daß nirgends Feuer entsteht. Inzwischen hat das Haus Bäckermeisters Boelcke in der hinteren Rippenstr. Nr. 26 Feuer gefangen und glüht schon bis unten hin. Das Feuer frißt sich weiter zum nächsten Haus und noch weiter zum Haus Nr. 23. Es ist nicht mehr aufzuhalten, da kein Wasser mehr da ist. Das Boelckesche Haus hätte vielleicht gerettet werden können und damit auch die weiteren Häuser, aber offenbar sind die Bewohner geflüchtet oder kopflos geworden. Nun ist kein Halten mehr. Nr.22 brennt auch schon. Auf der Straße entsteht Aufregung und Geschrei. Die Feuerwehr soll kommen, aber sie ist sonst wo beschäftigt. Das Landeshaus soll gelöscht werden. Der Gauleiter Koch ist da gewesen und hat es gesagt. Die Wohnhäuser interessieren ihn wohl weniger.

Durch das Feuer ist Sturm entstanden. Ich habe wohl früher schon von Feuersturm gehört, aber erst jetzt merke ich, was das ist. Der Sturm wechselt oft die Richtung und schürt die Flammen bald hier bald da.

Gegen 1/2 5 Uhr früh steigert sich plötzlich dieser Sturm zum Orkan von solcher Kraft, daß ich mich mit aller Kraft an einem Schornstein festhalten muß, um nicht vom Dach geweht zu werden. Papa macht es auch so. Funken von Riesengröße zischen daher, Mauern fallen krachend zusammen, die Flammen brausen, die Luft selbst scheint zu brennen. Es ist wie ein Weltuntergang. Ich habe mich aber inzwischen so an die Glut und den Funkenregen gewöhnt, daß ich in diesem Augenblick weniger die furchtbare Zerstörung im Auge habe, als das fantastische Schauspiel, da sich Augen und Ohren bietet. Ich nehme es in mir auf als ein Schauspiel von einmaliger Wucht und Gewalt.

Die Einwohner von Nr. 22 und 21 haben sich inzwischen daran gemacht, ihre Sachen zu bergen. Betten, Kissen usw. werden aus den Fenstern geworfen; z.T. fallen sie in das Wasser und den Dreck auf der Straße. Möbel reihen sich an den noch heilen Häusern der vorderen Straße auf. Pioniere kommen in die Straße mit Picken und Beilen und beginnen, das Dach von Nr. 21 einzuschlagen, um dem Feuer so die Nahrung zu nehmen. Aber es nützt auch nichts.

Mit Vermittlung Papas und anderer ist es endlich gelungen, einen Feuerwehrschauch in unsere Straße zu bekommen. Wir atmen auf. Doch nach kurzer Zeit ist das Wasser alle. Die Pioniere sind machtlos. Das Feuer frißt sich zum nächsten Haus, sie weichen zurück. Es gibt kein Halten. Und wenn die gegenüberliegende Seite erst bis zu uns in Flammen steht, werden auch wir nicht das Feuer aufhalten können. Außerdem sieht es von der Friedrichstr. her auch bedrohlich aus. Ich sehe in diesem Moment schon fast alles verloren und denke schon daran Sachen auszuräumen, auch daran, daß wir evtl. durch die brennende Königstraße nicht mehr entweichen könnten. Papa äußert dieselben Gedanken.

Ich gehe hinunter zu Mutti und will ihr die Lage andeuten. Aber Mutti ist im kleinen Zimmer und fegt aus, die Glasscherben klirren. Angesichts dieser - in der jetzigen Situation - rührend häuslichen Fürsorge sage ich nichts und gehe wieder.

Plötzlich entdeckt ein Herr auf unserem Dach Rauch, der aus dem Boden des Nachbarhauses aufsteigt. Das gibt einen Schreck. Ich gehe gleich mit ihm hinunter auf den Dachboden des betr. Hauses und gieße einen vollen Eimer in die Dachsparren, wo es brennt. Der andere Herr hat eine Kübelspritze da. Ich will oben neues Wasser holen, da sehe ich, daß Papa von außen auch schon Wasser gießt. Es hat geklappt, das Feuer ist aus. Aber schon ruft jemand: " Im Hinterhaus brennt es." Und schon sehen wir hellen Feuerschein hinter einem Fenster im 3. Stock. Wir rufen hinüber aus Leibeskräften. Nach einiger Zeit erlischt das Feuer.

Endlich kommt wieder Wasser, wohl aus einem Luftschutzteich, über die Papa immer so geschimpft hat und die jetzt die einzige Rettung sind. Es gelingt, das Haus 22 abzulöschen. Um 1/2 8 Uhr früh ist die Gefahr beseitigt. Wir gehen in die Wohnung.

Sechs Stunden hat der Kampf mit dem Feuer gedauert. Alles ist noch in dicken Qualm gehüllt. Die Häuser brennen bis in die Keller aus. Richtig Tag wird es überhaupt nicht. Die Sonne kann man nur in einem etwas rötlichen runden Fleck in den Qualmwolken vermuten. Papa und ich sind Schornsteinfegern zu vergleichen, aber ich lehne es ab, mich mit dem wenigen Wasser zu waschen, wo ja die ganze Stadt nur noch ein Dreckhaufen ist.

Papa wird heute 68 Jahre alt. Ich habe ihm nachts im Feuersturm gratuliert. Jetzt sitzen wir da in der qualmigen Wohnung, essen zwar Kuchen, aber ohne Kaffee, denn Wasser und Gas fehlen ja.

Vormittag gehen Papa und ich spazieren, um "Draht" an die Luft zu führen. Es ist aber nicht so einfach, einen solchen Spazierweg zu finden. Trümmer versperren überall den Weg. Die Prinzenstraße ist noch ziemlich heil, aber die Yorkstraße, Sackheim sind schon wieder Trümmerhaufen. Es ist ein kaum beschreibliches Elend. Die Menschen irren umher, suchen einander oder sitzen apathisch auf einem Stuhl oder Sessel, den sie noch gerettet haben, auf der Straße. Überall schlagen noch große Flammen aus den Häusern, um die sich aber kaum noch jemand kümmert. Man sieht das gar nicht mehr.

Im Laufe des Tages kommen unzählige Lastautos, PKWs, Roll- und Leiterwagen aus der Umgebung und der ganzen Provinz in die Stadt, um die Obdachlosen und ihre letzte Habe wegzuschaffen zu Bekannten oder zu den Auffangstellen.

Unser Mittagessen besteht aus Kuchen. Das Fleisch, das Mutti für diesen Tag aufgespart hat, muß ungekocht liegen bleiben. Nachmittag holen Papa und ich Wasser aus einem Brunnen in der Prinzenstraße. Dann schreibe ich einen langen Brief an Erwin und mit demselben Inhalt an Ernst. Als ich sie fertig habe, bin ich richtig froh, 1. weil mir die Briefe gut gelungen sind und 2. weil mir beim Schildern der gestrigen Nacht erst richtig zum Bewußtsein gekommen ist, welches Glück wir gehabt haben, daß wir nichts verloren haben.

Ich will dann die Briefe zur Post tragen. Unser Postamt ist geschlossen; ich werde also weit gehen müssen. Doch dieser weite Weg ist grauenvoll. Etwa 300 m von unserer Wohnung weg, von der Ziegelstraße an, beginnt mich das Grauen zu packen. Denn von da an sehe ich kein Haus mehr, das nicht bis in den Keller ausgebrannt ist. Und gestern Abend ging ich doch hier noch in richtiger Urlaubsstimmung spazieren. Das Kino, in dem ich gestern saß, und die Passage dahin, ist nur ein großer Schutthaufen, aus dem noch die Flammen schlagen.

Mühsam bahne ich mir weiter den Weg durch Ruinen, die auf die Straße stürzten. Auf dem Roßgärter Markt steht noch eine ausgebrannte Elektrische. Ringsum nur rauchende Ruinen, ebenso in der Französischen Straße. Wege, die ich tausendmal im Leben ging und im Urlaub wieder jeden Tag gegangen wäre, sind kaum noch wiederzuerkennen.

Ich bin am Schloßplatz. Als ich das Schloß als Ruine sehe, aus dem die Flammen schlagen, zerbricht irgend etwas in mir. Es ist wohl der letzte Rest von Frohsinn, Urlaubsstimmung, Hoffnung und Zuversicht. Es ging jedem Königsberger so, der an diesem Tag das Schloß brennen sah. Es war eben, wenn auch meist unbewußt, das Symbol der Heimat für jeden Königsberger. Verstört gehe ich weiter den traurigsten Gang meines bisherigen Lebens. Der Schloßturm steht noch, auch das Telegraphenamt und Hauptpostgebäude. Hier ist wohl mit aller Kraft gelöscht worden. Das ist auch der einzige Lichtblick. Das Bild der Verwüstung geht weiter. Die Hauptstraßen zum Hauptbahnhof, die Kneiphöfische und Vorstädtische Langgasse bieten dasselbe Bild. Alle großen Kaufhäuser sind restlos ausgebrannt. Die Lastadie, das alte Speicherviertel mit den schönen Fachwerkbauten, ist dem Erdboden gleich. Die Börse ist ausgebrannt. So geht es weiter bis kurz vor den Hauptbahnhof. Das "Capital", wo ich manchen schönen Film sah, ist auch zerstört. Dann endlich tauchen normale Häuser auf. Es ist schon ein ungewohnter Anblick.

Am Hauptbahnhof ist Hochbetrieb. Ich gehe zur Post und schicke auch gleich zwei Eilnachrichten an Erwin und Ernst. Ich gehe den traurigen Weg zurück und nehme mir vor, den Eltern nur zu sagen, sie sollten sich die Stadt nicht ansehen. Man hat den Eindruck, daß manches hätte gerettet werden können, die Bevölkerung aber - unerfahren in solchen Katastrophen - kopflos geflüchtet ist und höchstens noch an die Rettung von ein paar Habseligkeiten gedacht hat, das Löschen aber von vornherein als aussichtslos betrachtete, wodurch auch nicht getroffene Häuser und Straßenzüge in Flammen aufgingen - wie in unserer Straße.

Zu Hause sage ich den Eltern, daß sie auf keinen Fall in die Stadt gehen sollten und - auf weitere Fragen - daß sie gar nicht fragen bräuchten, es stände nichts mehr. Das beste wäre, aus der Stadt auszuziehen.

Daran hatten wir schon Vormittag gedacht und kurz darauf war wie als Retter in der Not Franz Rosenhahn erschienen. Er war heute früh alarmiert worden und mußte sofort nach Königsberg fahren mit seinem Pkw, um die Obdachlosen aus der Stadt zu fahren. Er bot uns denn auch gleich an, zu ihm zu kommen. Ich nahm mir dabei gleich vor, nach Allenstein zurückzufahren. Wir baten dann Franz aber, er solle erst noch mal Todtenhaupt in Lauth Bescheid sagen.

Inzwischen habe ich den Eltern auch abgeraten, nach Insterburg zu ziehen wegen der Nähe der Front. Abends kommt Franz wieder und sagt, daß uns Todtenhaupt morgen holen kommt.

Wir bekommen noch einen Besuch. Irmgard kommt mit ihrem Vater und ihrer Schwester. Sie wissen nicht, wo sie bleiben sollen. Ihre Wohnung ist durch Luftdruck stark durcheinander geraten. Sie bitten um ein Glas Wasser. Jetzt eine große Kostbarkeit. Ich habe den Eindruck, sie hofften bei uns Quartier zu finden, aber wir haben ja keinen Platz. Später erzählt mir Irmgard, sie hätten in Kalthof draußen in einem Straßenbahnwagen geschlafen.

Dann sitzen wir allein da. Es wird dunkel. Unser Kriegsgerichtsrat setzt sich zu uns. Wir stecken eine Kerze an und feiern den Geburtstag bei einem Gläschen Likör und Kuchen. Aber man hat keine Ruhe. Draußen sind die Brände alle neu aufgeflackert. Der Himmel ist wieder glutrot. Das Landeshaus brennt lichterloh. Qualm ist in der Wohnung. Manchmal hört man von draußen das Geräusch einstürzender Mauern. Dazu rechnen alle mit weiteren Angriffen. Am Tage sind viele Gerüchte darüber in der Stadt umgegangen, offenbar von feindlichen Agenten verbreitet. So hat man kaum Ruhe zum Sitzen, traut sich kaum schlafen zu gehen.

Endlich gehen wir doch schlafen, aber ziehen uns nicht aus. Papa geht noch einmal aufs Dach, weil wieder Funken fliegen.

31. August 1944

Ich habe etwas geschlafen. Ich wache auf von Stimmengewirr und höre: "Feuer!". Das Haus Nr. 22 in der Straße ist wieder aufgeflammt. Die Straße ist alarmiert. Wir gehen zur Brandstelle. Die technische Nothilfe ist da und bekämpft den Brandherd. Wir schleppen Wasser, bilden eine Eimerkette zur Brandstelle. Das Wasser wird aus Kellern zusammengekratzt. Auf halbverbrannten Treppen steigen wir zur Brandstelle. Nach 2 Stunden ist der Brand einigermaßen eingedämmt. Um 1/2 4 Uhr gehe ich wieder ins Bett. Ich erwache gegen 6 Uhr durch das Geschrei auf der Straße "Es brennt!" Das Haus 22 ist es wieder. Große Flammen schlagen heraus, aber jetzt bemüht sich keiner mehr; es ist kein Wasser da. Vormittag kommt dann die Feuerwahr mit drei Schläuchen. Doch in der nächsten Nacht flammt es wieder auf.

In Wäschekörben packen wir die wichtigsten Sachen zusammen. Dann kommt Todtenhaupts Leiterwagen und lädt es auf. Viel ist es nicht. Nachmittag werden wir selber abgeholt. Die ganze Straße ist voller Fuhrwerke. Auch fast alle Leute, deren Wohnungen heil sind, flüchten mit den wichtigsten Sachen. Keiner will mehr in der Ruinenstadt bleiben. Nachts ist die Stadt wie ausgestorben; in unserem Haus bleibt nur eine Familie da. Unsere "Einquartierung" muß nun auch Abschied nehmen, was uns eigentlich leid tut.

Die folgenden Tage erleben wir dann eigentlich recht gut. Es gibt vor allem gut zu essen. In der ersten Nacht betten Papa und ich uns auf dem Fußboden, dann holen wir mehr Sachen nach, Schreibtisch, Betten usw.

ENDE



